

# Fachreferent – quo vadis?

## Standortbestimmung eines Berufsbilds



– Master's Thesis –

Vorgelegt am 25. August 2008 von:

**Björn Bosserhoff, M.A.**

Matrikelnr. 11058894

bosserho [at] gmx.de

### **Abstract:**

Die vorliegende Arbeit befasst sich mit dem Berufsbild des wissenschaftlichen Bibliothekars aus historischer Perspektive. In ihr wird in chronologischer Weise die Entwicklung der verschiedenen Anschauungen zu Aspekten wie Ausbildung und Tätigkeitsspektrum beschrieben. Als Untersuchungsmaterial dienen thematisch einschlägige Publikationen von ca. 1800 bis heute. Ein besonderes Augenmerk gilt der Beziehung des Bibliothekswesens zur Wissenschaft sowie dem Selbstverständnis des Bibliothekars in diesem Kontext. Thematisiert wird unter anderem die traditionell „hybride“ Position des Fachreferenten als Mittler zwischen den beiden Sphären; plädiert wird (im Schlussteil) für neue Formen der Kooperation mit den Fachbereichen der Hochschule – unter Wahrung des eigenen Profils.

### **Schlagworte:**

Bibliothekar, Berufsbild, Geschichte, Wissenschaftliche Bibliothek, Fachreferent

Die Volksmeinung über den Bibliothekar ist diffus und ringt sich im Erlebnisfall ein Staunen über die Bücher, nicht aber über den Beruf ab.  
Dem Bibliothekar wird vielmehr vorgehalten, das Buch käme als fertiges Produkt – verfasst, gedruckt, gebunden – in die Bibliothek  
und braucht hier nur gelagert und gelegentlich ausgeliehen zu werden. Ansonsten läse der Bibliothekar,  
was ihm nur Gutmütige als Arbeit anrechnen könnten.

(Gottfried Rost 1995, 10)

[I]n vielen Äußerungen zum bibliothekarischen Berufsbild und im Alltag der Bibliotheken hat man ein wenig den Eindruck,  
selbst in bibliothekarischen Kreisen ist recht unbekannt, was so ein Fachreferent eigentlich ist  
und welches Selbstverständnis hinter dem Beruf steht.

(Winfried Gödert 1992, 57)

Mein Wunsch, den Beruf des wissenschaftlichen Bibliothekars zu ergreifen, entstammte  
einer gewissen, nicht genau definierbaren Affinität zur Welt der Wissenschaft. [...]

Von der eigentlichen Arbeit des Bibliothekars hatte ich, wie die meisten  
jungen Menschen, die diesen Beruf ergreifen wollen,  
nur unbestimmte Vorstellungen.

(Wilhelm Totok 1987, 190-191)



2

Ich kann mir den bibliothekarischen Beruf  
in leitenden Funktionen nicht vorstellen ohne eine [...]  
wissenschaftliche Neugier, die auch nötig ist, wenn man Wissenschaftler,  
die eine Bibliothek benutzen wollen, anleiten und zu den Büchern hinführen soll.  
[...] D] er Bibliothekar soll ja schließlich ein Partner des Wissenschaftlers sein, und  
dieses kann er nur sein, wenn er auch selbst wissenschaftlich tätig ist.

(Paul Raabe, zitiert nach Georg Ruppelt 2006, 332)

Ich bin Aufseher von Bücherschätzen und möchte nicht gern der Hund sein, der das Heu bewacht,  
ich mag aber auch nicht der Stallknecht sein, der jedem hungrigen Pferd das Futter in die Raufe trägt.

(Gotthold Ephraim Lessing, zitiert nach Manfred Pape 1980, 150)

Nicht wenige von uns haben von einem universalen Bildungsstreben geleitet den Beruf des Bibliothekars ergriffen,  
um bald in tiefer Resignation über eine geistlose Registrierarbeit zu klagen. Zwischen den beiden Polen von Ideal und Wirklichkeit  
bewegt sich seit etwa 2 000 Jahren die bibliothekarische Tätigkeit, und nicht mit Unrecht hat man gelegentlich von der Tragödie eines Berufs gesprochen.

(Georg Leyh 1952, 9-10)

## INHALT

1	Einleitung .....	- 1 -
2	Die Geburt des Bibliothekars aus dem Geiste der Wissenschaft: Das 19. Jahrhundert.....	- 3 -
2.1	Von Vernunft und Opfern: Die Anfänge der „Bibliothek-Wissenschaft“ .....	- 3 -
2.2	Von Schlendrian zu Reglementierung: Das Reformzeitalter .....	- 12 -
3	Zwischen Höhenflügen und Tagesgeschäft: Das 20. Jahrhundert.....	- 18 -
3.1	Kassandrarufe und gelehrte Träume: Die ‚bibliothekarische Moderne‘ .....	- 19 -
3.2	Praxis und Polyhistorie: Die Lehren des Herrn Leyh .....	- 26 -
3.3	Zwischen Hysterie und Fatalismus: Die „Kontroverse Wieder-Buzás“ .....	- 35 -
3.4	Alles Bleibt Anders: Die 70er bis 90er Jahre .....	- 46 -
3.5	Fachinformation vs. Management: Die Debatte im <i>Bibliotheksdienst</i> von 1998 .....	- 58 -
4	Wissenschaftlicher Bibliothekar 2008: Plädoyer für den Erhalt eines Berufsstands.....	- 72 -
	Literaturverzeichnis.....	- 81 -

# 1 EINLEITUNG

„Bibliotheken und Bibliothekare im Wandel“ lautete der – im einschlägigen Jargon – „Zusatz zum Sachtitel“ des von einer Arbeitsgruppe der Bundesvereinigung Deutscher Bibliotheksverbände (BDB) erarbeiteten *Berufsbilds 2000* (vgl. BDB 1998).<sup>3</sup> Im Wandel begriffen sind Institutionen wie Bibliotheken in der Tat sogar permanent, was eigentlich von jeher, insbesondere aber für die vergangenen 200 Jahre gelten kann. Zwei Zitate namhafter Bibliothekare mögen dies belegen. So hatte F. A. Ebert zu Beginn des 19. Jahrhunderts noch (unfreiwillig komisch) lamentiert:

Was sind die mehrsten unserer akademischen Bibliotheken? Staubige, öde und unbesuchte Säle, in denen sich der Bibliothekar von Amts wegen aufhalten muß, um diese Zeit über allein zu sein. Nichts unterbricht die tiefe Stille als hie und da das traurige Nagen eines Bücherwurms. (zitiert nach Rost 1990, 126)

Wenn etwa 100 Jahre später Fritz Milkau die typische Bibliotheksatmosphäre beschreibt, klingt dies hingegen wie folgt: „Die Bibliothek, einst der stille Aufenthalt der Musen, hat eine verzweifelte Ähnlichkeit mit einem Warenhaus bekommen ...“ (Milkau 1933, 646). Heute wiederum könnte man statt von „staubigen Sälen“ oder „Warenhäusern“ fast schon von „Informationslaboratorien“ sprechen.

Mit dem Wachstum der zu betreuenden Medienbestände und ihrer gestiegenen Zugänglichkeit, mit neuen Herangehensweisen und technischen Hilfsmitteln hat sich natürlich auch der bibliothekarische Beruf verändert: nicht grundlegend, aber in seinen einzelnen Facetten doch ganz erheblich. Schon seit man um 1800, herausgefordert durch derartige Veränderungen, die Bedingtheiten des eigenen Tuns zu reflektieren begann, waren die Merkmale des bibliothekarischen Berufsbilds äußerst umstritten. Unterschiedliche Vorstellungen hinsichtlich der erforderlichen Ausbildung und der angemessenen Gestaltung des Arbeitsalltags wurden seither, in eigenständigen Publikationen oder innerhalb der Fachorgane, en masse geäußert, wobei häufig nicht zuletzt der Gegensatz von Ideal und Wirklichkeit sehr deutlich zu Tage trat.

Die Erfüllung der täglichen Pflicht kann die theoretische Frage nicht verstummen lassen, ob denn nicht eine Kluft besteht zwischen dem, was wir Bibliothekare sollen und wollen, und dem, was wir tun. Die Idee scheint eben vielfach nicht mehr mit der tatsächlich geübten beruflichen Tätigkeit und Ausbildung übereinzustimmen. (Wieder 1959, 148)

---

<sup>3</sup> Die BDB war die Vorgängerorganisation von Bibliothek & Information Deutschland (BID) und bestand unter diesem Namen von 1997-2004.

Schon bald, spätestens mit der Professionalisierung des Bibliothekswesens und dem Hervortreten des „Berufsbibliothekars“ um 1900, kristallisierte sich als dominanter Aspekt des Disputs die Frage nach der Beziehung zur Wissenschaft heraus. Während die eine Diskutanten-Fraktion die Sichtweise vertrat, dass der Bibliothekar der Wissenschaft per definitionem eng verhaftet sei, was sich auch (endlich wieder) in einer eigenen Betätigung in diesem Bereich widerspiegeln möge, befanden andere Autoren, man solle sich primär um organisatorisch-verwaltende Aufgaben kümmern und die Wissenschaft den Professoren überlassen. Hierbei kann man mit Gottfried Rost der Ansicht sein, dass „alle Versuche, [den Bibliothekar] in dieser oder jener Richtung einseitig festzulegen“ ohnehin „an seinem Wesen vorbei[gehen]“ (Rost 1990, 136). Die anhaltenden Diskussionen aber sprechen dagegen; ganz offensichtlich handelt es sich bei dem in der Frage „Wissenschaftler oder Verwaltungsbeamter?“ implizierten Richtungsstreit tatsächlich um eine „überzeitliche immanente Problematik“ des Berufsstands (Totok 1987, 200).

Genau 200 Jahre nach Erscheinen der ersten kontextuell-relevanten Publikation in deutscher Sprache, dem ersten Heft von Martin Schrettingers *Versuch eines vollständigen Lehrbuchs der Bibliothek-Wissenschaft*, soll in der vorliegenden Arbeit eine „Spurensuche“ unternommen und die Komplexität der Berufsbilddebatte chronologisch nachgezeichnet werden.<sup>4</sup> In Anbetracht der Vielzahl von Veröffentlichungen zur Thematik und des beschränkten Rahmens einer Master's Thesis kann hierbei kein Anspruch auf Vollständigkeit herrschen – wohl aber der Anspruch auf eine möglichst repräsentative Auswahl der vorzustellenden Quellen, dem im Folgenden versucht wird, nachzukommen.<sup>5</sup>

Es ist zu hoffen, dass auch heute noch gilt, was für Nikolaus Scholl in den 60er Jahren galt, dass nämlich „[a]ngesichts der Wandlungen des bibliothekarischen Berufsbildes“ eine Auseinandersetzung mit dessen Geschichte für „wünschenswert“ befunden wird (Scholl 1964, 144).<sup>6</sup> Es müssen schließlich nicht immer die neuesten Errungenschaften – oder Hypes – des Bibliothekswesens sein, die den Gegenstand von fachlichen Abschlussarbeiten abgeben. Oder, um mit Hartwig Lohse (1979, 254) zu sprechen: „[I]st es falsch, wenn an den Fehlern der Vergangenheit die Probleme von Gegenwart und Zukunft aufgezeigt werden? Unsere Fehler wird man in den Artikeln des 21. Jahrhunderts sicher nachlesen können!“.

---

<sup>4</sup> Wobei die Einschränkung gilt, dass das „bibliothekarische Berufsbild“ hier nur das des „wissenschaftlichen“ Bibliothekars (höherer Dienst) an Hochschulbibliotheken meint.

<sup>5</sup> Der besseren Lesbarkeit halber erfolgen Zitationen innerhalb des Textes.

<sup>6</sup> Vgl. auch Rudolfs Juchhoffs Einschätzung: „[S]chon eine übersichtliche Aufbereitung der vielschichtigen Literatur zu einer bibliothekarischen Frage [...] scheint mir für den Referendar eine berufsbildende und für uns alle nützliche Sache“ (Juchhoff 1957, 167).

## **2      DIE GEBURT DES BIBLIOTHEKARS** **AUS DEM GEISTE DER WISSENSCHAFT:** **DAS 19. JAHRHUNDERT**

### **2.1    VON VERNUNFT UND OPFERN: DIE ANFÄNGE DER „BIBLIOTHEK-WISSENSCHAFT“**

Martin Schrettinger (1772-1851) und Friedrich Adolf Ebert (1791-1834) gelten dem Berufsbildhistoriker als die beiden herausragenden Pioniere einer Bibliothekswissenschaft, die zu Beginn des 19. Jahrhunderts erstmals mit dem Anspruch zu Tage trat, die Erfahrungen und Erkenntnisse der bibliothekarischen Praxis nicht mehr bloß deskriptiv zu schildern, sondern sie systematisch zusammenzutragen und normative Forderungen für die künftige Ausgestaltung des beruflichen Tuns daraus abzuleiten.<sup>7</sup> Auch zur Frage der (idealen) Vorbildung des Bibliothekars hatten beide Autoren recht genaue Vorstellungen. Bevor jedoch in detail auf diese spezifischen Aspekte eingegangen wird, sollen kurz ihre grundlegenden Positionen zur Bibliothekswissenschaft vorgestellt werden.

Martin Schrettinger<sup>8</sup> war Benediktinermönch und Bibliothekar im oberfränkischen Kloster Weißenhohe, bevor er 1802 zur Münchener Hofbibliothek wechselte. Dort verfasste er ab 1808 seinen *Versuch eines vollständigen Lehrbuchs der Bibliothek-Wissenschaft* – eine Publikation in 4 Heften, die später (1834) zur Grundlage für das kompaktere *Handbuch der Bibliothek-Wissenschaft* werden sollte. Schrettinger gilt somit vielen als Begründer der Bibliothekswissenschaft in Deutschland, in jedem Fall aber reklamierte er als erster diesen Namen für seine Schriften.<sup>9</sup>

Als begeisterter Leser Kants baute Schrettinger sein *Handbuch* nach dem Vorbild der *Kritik der reinen Vernunft* basierend auf definitorischen Grundsätzen auf, die vor allem in ihren Implikationen für die damalige Zeit als geradezu revolutionär erscheinen:

#### §. 1.

##### Begriff einer Bibliothek.

Eine Bibliothek ist eine beträchtliche Sammlung von Büchern, deren Einrichtung ihre allseitige Benützung möglichst erleichtert.

---

<sup>7</sup> Im Zuge der Säkularisation, hier: der Übernahme großer Bücherbestände aus aufgelösten Klosterbibliotheken, „mußten die Bibliothekare [zu Beginn des 19. Jahrhunderts] zwangsläufig mit einer Reflexion ihrer bibliothekarischen Praxis reagieren, wenn die Bibliotheken nicht unbrauchbar werden sollten“ (Jochum 1999, 116).

<sup>8</sup> Zu sämtlichen Aussagen zu Leben und Werk Schrettingers, vgl. Uhlmann 2003.

<sup>9</sup> Als Vorgänger Schrettingers, die ihre Werke jedoch vorzugsweise noch unter „Bücherkunde“ o. ä. firmieren ließen, lassen sich Gabriel Naudé, Michael Denis und A. C. Kayser benennen (vgl. Uhlmann 2003, 3).

§. 2.

Begriff der Bibliothek-Wissenschaft.

Bibliothek-Wissenschaft ist also: der auf einem obersten Grundsatz zurückgeführte und aus diesem abgeleitete Inbegriff aller zur zweckmäßigen Einrichtung einer Bibliothek erforderlichen Lehrsätze.

§. 3.

Zweck der Bibliothek-Einrichtung.

Aus dem Begriffe einer Bibliothek geht hervor, daß ihre Einrichtung keinen andern Zweck habe, als die möglichst leichte Befriedigung aller literarischen Bedürfnisse.

§ 4.

Oberster Grundsatz der Bibliothek-Wissenschaft.

Da nun jedes literarische Bedürfnis in einer Bibliothek nur allein durch Herbeischaffung der dahin einschlägigen Bücher befriedigt werden kann, so erscheint der Zweck jeder Bibliothek-Einrichtung als möglichst schnelles Auffinden der Bücher, und dieser Zweck muß nothwendig als oberster Grundsatz der Bibliothek-Wissenschaft aufgestellt werden.

(Schrettinger 2003 [1834], 1-2)

Im Fokus von Schrettingers Betrachtungen steht also die „Benützung“, es geht ihm primär um eine „möglichst leichte Befriedigung aller literarischen Bedürfnisse“, namentlich um ein „möglichst schnelles Auffinden der Bücher“ (op. cit.). Oberste Priorität des Bibliothekars muss es folglich sein, die Voraussetzungen zur Erreichung dieses Ziels zu schaffen, indem er für eine „zweckmäßige Einrichtung“ der Bibliothek Sorge trägt (op. cit.). Hierbei denkt Schrettinger weniger an eine ausgeklügelte Aufstellungssystematik als an die Erarbeitung benutzerfreundlicher Kataloge. So schreibt er etwa 1816 in einem Brief an F. A. Ebert:

Es ist überhaupt ein unseliger Gedanke, dem ein übelverstandener Bibliothekarehrgeiz, beinahe möchte man sagen, Eitelkeit zu Grunde liegt, jedes verlangte Buch ohne Katalog finden zu wollen. Im Grunde liegt wenig daran, wo ein Buch steht, wenn mir nur der Katalog bestimmt sagt: da steht es, und die einfachste und leichteste Methode, welche zu diesem Zwecke führt, ist die beste. (zitiert nach Jochum 1991, 29-30)

Uwe Jochum erkennt in dieser Passage eine „explizite Polemik gegen Ebert[.]“ (Jochum 1991, 29), der seinerseits von allzu ambitionierten Katalogen wenig hält, sehr wohl aber ein großer Anhänger der systematischen Buchaufstellung ist und den Bibliothekar, sozusagen als menschlichen Katalog-Ersatz, zum „Lokalgedächtnis“ der Bibliothek erklärt (vgl. Jochum 1991, 15 ff.).<sup>10</sup>

Für die wenig subtile Kritik seines Kollegen Schrettinger revanchiert sich Ebert, indem er diesem (Jahre später) in einer anonym in der *Jenaischen Allgemeinen Literaturzeitung* veröffentlichten Rezension vorwirft, mit seinem eher theoriegeleiteten Ansatz „aus der Form

---

<sup>10</sup> Vgl. hierzu Rosts Warnung davor, „[d]ie geistreich anmutende Behauptung, der moderne Bibliothekar brauche nichts zu wissen, wenn er nur wisse, wo er Wissen findet [...] gedankenlos [zu] kolportieren“ (Rost 1990, 138-139).



eine Förmlichkeit und aus Gesetzen Fesseln“ und somit aus einem „lebendigen und freyen organischen Ganzen [...] ein durch Definitionen und Classificationen mühselig aneinandergereihtes [sic] Stückwerk“ zu machen (zitiert nach Uhlmann 2003, 25).<sup>11</sup>

Aufgrund derartiger Stellungnahmen wird Ebert – zu dieser Zeit Bibliothekar in Dresden, ab 1823 dann Leiter der Herzog August Bibliothek in Wolfenbüttel (vgl. Lülfiing 1959, 254) – regelmäßig zum „Antipoden“ Schrettingers erklärt (Bornhöft 1999, 14); allerdings liegen beide, wie ihre jeweiligen Ausführungen zum bibliothekarischen Berufsbild zeigen werden, dichter beieinander als für gewöhnlich zugestanden wird. Der zentrale Dissens betrifft die bereits angedeutete Priorisierung von Katalog vs. Buchaufstellung als Mittel zur Orientierung innerhalb des Bibliotheksbestands. Während Schrettinger, ganz Mann der Aufklärung, hier nichts als Vernunft gelten lässt,<sup>12</sup> fordert Ebert im Diktum der Romantik das „Lebendige“ und „Organische“ (op. cit.; vgl. auch Ebert 1958 [1820], 27). Sein Ideal ist eine „Oekonomie des Ganzen“ (ebd.), die durch „überfeine Theorie“ und „Spitzfindigkeit“ (ebd., 18), wie sie für ihn auf bibliothekarischem Gebiet durch Schrettinger mustergültig repräsentiert wird, bedroht ist.<sup>13</sup> Die simple Frage des Bestandsnachweises wird demnach – von den Protagonisten selbst – zum „Austragungsort“ zweier Weltanschauungen stilisiert – was aber über die auf anderen Gebieten vorherrschenden Parallelen kaum hinwegtäuschen kann.

Was sagen Schrettinger und Ebert also zur Frage des bibliothekarischen Berufsbildes aus, unserem eigentlichen Thema? Bereits die Titel ihrer jeweiligen Hauptwerke geben einen Hinweis darauf, dass die Frage Ebert womöglich wichtiger war als Schrettinger. Letzterem geht es um eine „Bibliothek-Wissenschaft“ im Allgemeinen, Ebert hingegen explizit um die „Bildung des Bibliothekars“, die er in seiner gleichnamigen Schrift mittels einer seitenlangen

---

<sup>11</sup> In seiner *Bildung des Bibliothekars* geht Ebert sogar so weit, den „unerfahrenen Lehrling“ ausdrücklich vor der Lektüre der „entschieden schädlich[en]“ Schriften Schrettingers zu warnen, gesteht in einer Fußnote aber immerhin zu, „[d]ass Herrn Custos Schrettinger's Lehrbuch trotz der verfehlten Anlage des Ganzen viele einzelne Goldkörner praktischer Erfahrung in sich fasse“ (Ebert 1958 [1820], 18-19). Tatsächlich haben wir es wohl am ehesten mit einem Fall enttäuschter Heldenverehrung zu tun, denn noch unmittelbar vor dem oben erwähnten Briefwechsel hatte Ebert Schrettinger als einen „höchst verdienten und von mir längst geschätzten Gelehrten“ bezeichnet (zitiert nach Uhlmann 2003, 20).

<sup>12</sup> „[D]ie Bücher werden nach wissenschaftlichen Gruppen aufgestellt, die Neuanschaffungen rücken ans Ende der jeweiligen Gruppe, und das Resultat ist eine nach Fachgruppen geordnete akzessorische Aufstellung“ (Uhlmann 2003, 37). Insgesamt stand Schrettinger der Idee einer Systematik der Wissenschaften möglicherweise sogar näher als Ebert, nur erkannte er (bereits lange vor der eigentlichen „Literaturexplosion“) die Unmöglichkeit, eine solche systematische Ordnung in der Bibliothek auch räumlich abzubilden. Stattdessen verlegte er sie, durchaus charakteristisch, auf das Gebiet der Katalogisierung, wovon insbesondere sein „geliebte[r] Realkatalog“ zeugt (ebd., 35). Vgl. zu diesem Themenkomplex den „Vierten Abschnitt“ in Schrettinger 2003 [1834].

<sup>13</sup> Jochum (1991, 12) formuliert den Gegensatz der Positionen aus Eberts Sicht wie folgt: „[P]hilosophisches System ist Analyse ist Tod – bibliothekarisches System ist Ökonomie ist Leben.“

Auflistung von erwünschten, ja notwendigen Vorkenntnissen schließlich auch ausführlich würdigt:

Die Tauglichkeit zur Erfüllung der besondern und eigenthümlichen Pflichten seines Berufs gründet sich bei dem Bibliothekar, wie in jedem andern Fache, auf gründliche Vorkenntnisse, und er unterscheidet sich nur darinn von Gelehrten anderer Fächer, dass diese Vorkenntnisse zugleich möglichst umfassend und mannichfaltig seyn müssen. Gründliches Studium der griechischen und lateinischen Sprache darf kein Gelehrter verabsäumen; der Bibliothekar aber muss zugleich die französische, italienische und englische Sprache vollkommen verstehen. [...]

Unerlässlich ist ihm ferner ein ernstes und tiefes Studium der Geschichte – in ihrer höheren Beziehung der Wissenschaft aller Wissenschaften, der Grundlage und Regel alles wahren Studiums, ja des Lebens selbst [...]

Einen ganz vorzüglichen Theil dieser vorbereitenden Studien nimmt aber Literargeschichte und Bibliographie in Anspruch, durch welche beide Wissenschaften das ganze Wirken des Bibliothekars [...] bedingt ist ... (Ebert 1958 [1820], 10-13)

Zusätzlich zu den bereits genannten Sprachkenntnissen (griechisch, lateinisch, französisch, italienisch, englisch) wird dem Bibliothekar laut Ebert „[i]n vielleicht weniger als einem halben Jahrhunderte [...] eine gleiche Kenntniss des Spanischen und Portugiesischen unentbehrlich seyn“ (ebd., 11). „Orientalische Sprachkunde“ sei ihm zwar „nicht anzumuthen“ (ebd.), sehr wohl aber „eine kleine Kenntniss der ohnehin leichten hebräischen Sprache“ (ebd., 11-12). Ferner seien ein enzyklopädisches Wissen und gründliche Kompetenzen auf den Gebieten „Kupferstecher- und Holzschnidekunst“ sowie „Diplomatik, insofern sie Bücherhandschriften betrifft [sic]“ für den Beruf des Bibliothekars unentbehrlich (ebd., 13-14). „Eben so nothwendig ist ihm die Aneignung einer saubern, deutlichen und dabei schnellen Handschrift; ja selbst die Kenntniss und Uebung einiger mechanischen Fähigkeiten achte er nicht unter seiner Würde“ (ebd., 15). Auch bei den erwünschten Charaktereigenschaften ist Ebert nicht eben bescheiden. Hier fordert er allen voran „strenge Ordnungsliebe bis ins Einzelne hinab“ (ebd., 51), weiterhin Gewissenhaftigkeit sowie „einen andauernden Fleiss und eine Genauigkeit [...] welche an Micrologie grenzt“ (ebd., 56).

Es sind jedoch weniger die aus heutiger Sicht kurios anmutenden, in ihrer Breite zudem offenkundig unrealistischen und wohl von keinem angehenden Bibliothekar jemals in Gänze abgedeckten, Vorkenntnisse und Eigenschaften von Eberts „idealem Bibliothekar“, die von historischer Bedeutung sind, sondern die schlichte Tatsache, dass er *überhaupt* bestimmte Voraussetzungen für die Einstellung, genauer: den Nachweis der „Tauglichkeit zur Erfüllung der besondern [bibliothekarischen] Pflichten“ verlangt (ebd., 10), und somit das Berufsbild von anderen Laufbahnen abgrenzt. Geschuldet ist dies wohl nicht zuletzt Eberts misslicher Erfahrung, „wie viel bisher bei der Besetzung der Bibliothekariate dem blossen Zufall überlassen wurde“ (ebd., 58). Er kritisiert:

Der Besetzung der gemeinsten und unbedeutendsten Aemter des gewöhnlichen Lebens geht eine Prüfung oder doch die Forderung einer beglaubigten Nachweisung früherer Vorbereitung voraus; nur das Amt eines Bibliothekars ist bisher ohne alle Prüfung vergeben – ja wohl oft gradezu als eine bequeme Sinecurastelle fügsamer Gesellschafter oder als eine milde Versorgung verunglückter Erziehungskünstler ertheilt worden. (ebd., 58-59)

Wir haben es hier mitnichten nur mit einem Seitenhieb auf die vielfach fachfremden und scheinbar wenig kompetenten Inhaber bibliothekarischer Stellen zu Eberts Zeiten zu tun. Was in diesem Passus artikuliert wird, ist nichts Geringeres als die ganz dezidierte Forderung nach einer eigenständigen und standardisierten bibliothekarischen Ausbildung. Erreichen möchte Ebert außerdem eine bessere „äussere Stellung“ der Bibliothekare und eine Besoldung, die ausreicht, um „[d]en dringenden Lebensbedarf sich zu erwerben“ (ebd., 59).

Aber was für ein Alltag erwartet einen so exzellent vorgebildeten und womöglich gar amtlich geprüften Berufseinsteiger in Eberts Bibliothekswelt? Auffällig ist in diesem Zusammenhang zunächst der Enthusiasmus, mit dem Ebert in der *Bildung* allenthalben den bibliothekarischen Beruf preist. So spricht er beispielsweise bereits in der „Vorrede“ von einem „herrlichen Beruf [...], in welchem ich täglich mehr das höchste Glück meines Lebens und Wirkens finde“ (ebd., 3). Angesichts seiner letztlich recht düsteren Sichtweise des bibliothekarischen Schicksals wirken diese affektiven Ausbrüche Eberts fast wie verzweifelte Versuche der Autosuggestion. Insbesondere seine Einsicht, der Bibliothekar müsse sich notwendigerweise in „literarische[r] Selbstverläugnung und Uneigennützigkeit“ üben (ebd., 54), scheint ihn selbst erheblich zu schmerzen. Gemeint ist hier zum einen der möglichst vollständige Verzicht auf jegliche publizistische Betätigung, zum anderen eine „sich aufopfernde Gefälligkeit und Dienstfertigkeit“ (ebd., 53) gegenüber den wissenschaftlichen Bibliotheksbenutzern. Angesichts der Mühen der bibliothekarischen Arbeit nämlich ...

... bleibt dem gewissenhaften Bibliothekar nur noch nothdürftig diejenige Zeit übrig, deren er zur unentbehrlichen Fortsetzung seiner so mannichfaltigen Studien bedarf, und er kann nebenbei an keine eigenen literarischen Arbeiten denken, wenn er seinem nach solcher Anstrengung erschöpften Körper nicht noch die letzten Erholungsstunden abubrechen gesonnen oder gezwungen ist. Sein Wahlspruch muss seyn: *aliis inserviendo consumor*; nicht für sich, sondern für andere muss er arbeiten und willig muss er sich selbst Genüsse versagen, die er andern bereitet. [...] Nur eine ganz eigenthümliche Liebe für sein Fach und seinen Arbeitskreis als solchen kann ihn ermuthigen, die Opfer zu bringen, die er wirklich bringt. (ebd., 55-56)

„Aliis inserviendo consumor“ („Im Dienste für andere verzehre ich mich“) – Eberts latent masochistisch anmutendes bibliothekarische Credo erwies sich für das bibliothekarische Selbstverständnis als sehr einflussreiches und langlebiges Motto.<sup>14</sup> Das ominöse „Opfer“, von

---

<sup>14</sup> So berichtet z. B. Wilhelm Totok noch über die Zeit um 1950: „‘Aliis inserviendo consumor’ wurde uns als jungen Referendaren als Leitspruch des bibliothekarischen Daseins eingeprägt“ (Totok 1987, 194). Für das Ebertsche Abstinenzideal findet Totok aber dankenswert klare Worte: „Das hört sich an, als handle es sich um die charakterlichen Voraussetzungen für den Eintritt in einen religiösen Orden – nur das Zölibat fehlt“

dem Ebert in der *Bildung* wiederholt spricht, besteht eben in jenem „Verzicht [...] auf eignes Schaffen“ (ebd., 9), aus der Akzeptanz der (vermeintlich) ur-bibliothekarischen Rolle, lediglich Hüter, niemals aber Verfasser wissenschaftlichen Schrifttums zu sein. Die „Genüsse“ des Schreibaktes gilt es, sich zu „versagen“ (ebd., 55), und „in stiller Oede nur ein künftiges und fremdes Schaffen mühsam und unbemerkt vorzubereiten“ (ebd.).<sup>15</sup>

Vermutlich war selbst Ebert klar, dass ein solchermaßen charakterisiertes Berufsleben nur schwerlich eine attraktive Wirkung auf den hoffnungsvollen Berufsanwärter entfalten können würde. Auch kann es zu diesem Zwecke sicherlich kaum ausreichen, an das „erhebende[] aber stille[] Gefühl der gethanen Pflicht“ zu appellieren, wenn, wie Ebert erneut betont, „der weit bequemeren und genussreicheren Thätigkeit Anderer ein glänzender und rauschender Beifall und Anerkennung zu Theil wird“ (ebd., 57). Nein, die bibliothekarische Arbeit sollte als „schweres, *aber herrliches* Werk“ verstanden werden (ebd.), wobei Ebert die „herrliche“ Seite der Medaille benennt, wenn er von der Funktion des Bibliothekars als „Organ zwischen Vor- und Nachwelt“ spricht (ebd., 10) und ihn somit in quasi-metaphysische Sphären hievt. Im „stillen Heiligthum der Bibliothek“ (ebd., 57) erlebt der Ebertsche Bibliothekar seine ganz eigenen „Genüsse“ – indem er sich permanent seiner eigenen „historischen Stellung“ (ebd., 12) vergewissert. Denn: „Wer für die Nachwelt wirken soll, muss (nicht vermessen sei’s gesagt!) in gewisser Art über der Mitwelt stehen“ (ebd.).

Eberts gesamte Rhetorik ist darauf abgestellt, gleichzeitig abzuschrecken und anzulocken; sie will eine selektive Wirkung zeitigen und die Spreu (des potentiellen bibliothekarischen Nachwuchses) vom Weizen trennen. Zu Recht erkennt Jochum (1991, 21) in dieser Vorgehensweise „mehr als nur de[n] alte[n] Trick der Pädagogen, für die Befolgung eines Verbots das Himmelreich zu versprechen. Es ist vielmehr ein weiteres Symptom der versuchten Absteckung des bibliothekarischen Terrains“. Einzuwenden ist lediglich, dass Eberts Strategie der Abgrenzung, wie so manches „Symptom“, wohl eher unbewussten Ursprungs gewesen sein dürfte. Sein Idealismus, der ihn „aus der Prosa der Bibliothek die Poesie des Himmels“ machen und „in den Büchern eine Erfüllung halluzinieren“ lässt (Jochum 1991, 17-18), ist nicht ausschließlich strategisch motiviert, sondern durchaus

---

(ebd., 195). Eine hohe Gewichtung des Prinzip des „Dienens“, weniger idealistisch verklärt aber mitunter mit ähnlich demonstrativ-demütigen Untertönen wie bei Ebert, zeigt sich sogar noch in der viel beschworenen Dienstleistungsorientierung seit den 1980er Jahren.

<sup>15</sup> Interessant ist die Verknüpfung dieses selbst auferlegten Schreibverbotes mit der an gleicher Stelle geforderten enzyklopädischen Vorbildung des Bibliothekars: „[S]eine Bildung muss eine vielseitige, darum aber nicht weniger gründliche seyn; seine literarische Theilnahme muss sich nach allen Seiten hin gleich weit erstrecken, ohne dass er seine Kraft auf Einen Punct concentriren und Einen Gegenstand mit besonderer Liebe umfassen darf ...“ (Ebert 1958 [1820], 56). Der Bibliothekar „opfert“ somit letztlich seine Fachwissenschaft zugunsten einer vagen Polyhistorie – eine Argumentation, die, wie wir noch sehen werden, die Debatte um das Berufsbild bis ins mittlere 20. Jahrhundert hinein bestimmen wird.

„echt“.<sup>16</sup> Fast schon konsequent erscheint es da, dass Ebert „den poetischsten aller Bibliothekarstode starb und in der Bibliothek von der Bücherleiter fiel“ (Jochum 1991, 20) – ein Abgang, der jemandem, den laut eigenem Bekunden „keiner an wahrer und redlicher Liebe für [den bibliothekarischen] Beruf übertr[af]“ (Ebert 1958 [1820], 67), wahrscheinlich gut gefallen hätte ...

Die Ebertsche Überhöhung des bibliothekarischen Daseins war dem ungleich pragmatischeren Martin Schrettinger sicherlich fremd. In seinem *Handbuch* widmet er sich ganz überwiegend sehr praktischen Fragen der Bestandsorganisation (allen voran der Katalogisierung) und geht auf gerade einmal 2 Seiten auf das Thema „Personal“ ein (vgl. Schrettinger 2003 [1834], 50 f.). Hier kommt er jedoch überraschenderweise zu ganz ähnlichen Erkenntnissen wie sein „Gegenspieler“ Ebert: Auch Schrettinger fordert (indirekt) eine enzyklopädische Vorbildung, auch er möchte – zugunsten einer effizienten Bibliotheksarbeit, die für ihn oberste Priorität besitzt – den Bibliothekaren das Schreiben verbieten:

Ein wahrer Bibliothekar muß nämlich a) das ganze Reich der Wissenschaften und Künste mit gleicher Liebe umfassen; er darf also durchaus kein Fach vorzüglich begünstigen; b) seine ganze Geisteskraft und Zeit (mit Ausnahme der zur Erhaltung seiner Gesundheit nöthigen Erholungsstunden) mit völliger Verzichtleistung auf literarische Privat-Arbeiten der Bearbeitung und Verwaltung der Bibliothek weihen. (ebd., 151)

Energischer noch als Ebert weist Schrettinger insbesondere auf die Notwendigkeit der Ausbildung einer eigenen Berufsgruppe hin und verlangt dezidiert, der nebenamtlichen und häufig halbherzigen Betreuung der Bibliotheken durch ortsansässige Wissenschaftler ein Ende zu setzen. Nicht nur gibt er zu bedenken, „dass nicht jeder literarisch gebildete Mann ohne weiteres für eine Bibliothekarstelle geeignet sey“ (ebd., 150); er geht sogar so weit zu behaupten, „dass ein ausgebildeter Fach-Gelehrter [...] zum Bibliothekar *verdorben* sey“ (ebd., 151), da einem solchen kaum zugemutet werden könne, „den durch die Bibliothek-Arbeiten selbst so häufig angeregten Versuchungen zur Schriftstellerei“ zu widerstehen (ebd.).

Stattdessen will Schrettinger „Leute haben, die ganz Bibliothekare sind“ (ebd., 151-152) und die auf die sie erwartenden Tätigkeiten folgerichtig durch ein eigenes Studium vorbereitet werden sollen.<sup>17</sup> Hinsichtlich der Anforderungen an die am Beruf interessierten „Jünglinge“

---

<sup>16</sup> Um (weiterhin) in der auch von Jochum großzügig angewendeten psychologistischen Terminologie zu sprechen: Eberts Grunddynamik ist die des enttäuschten Ehrgeizes. Seine spezifische „narzisstische Kränkung“ dürfte auf die mangelnde Anerkennung durch eben jene zurückzuführen sein, denen er doch „dienen“ will – die Wissenschaftler.

<sup>17</sup> Dies fordert Schrettinger erstmalig bereits 1808 im Vorwort zum ersten Heft seines *Versuchs* (und somit vor Ebert in *Ueber öffentliche Bibliotheken*). Hier heißt es: „Büchersammeln könne ein jeder Literator,

(ebd., 152) zeigt er sich erheblich bescheidener (und wohl auch realistischer) als Ebert; im Prinzip aber schweben ihm ähnliche Vorkenntnisse (Sprachen und Vertrautheit mit wissenschaftlichen Methoden) bzw. Eigenschaften („bescheidene[r] stille[r] Fleiß und eine bis ins Kleinliche gehende Ordnungsliebe“, ebd.) vor. Im Gegenzug soll den Anwärtern allerdings auch eine angemessene finanzielle Versorgung in Aussicht gestellt werden, welche die erwünschte Hauptamtlichkeit erst möglich machen und die Attraktivität des bibliothekarischen Berufes steigern solle (vgl. ebd.).

Zusammenfassend lässt sich über die Frühzeit der deutschen „Bibliothek-Wissenschaft“ festhalten, dass sich in der Tat sowohl Schrettinger als auch Ebert erhebliche Verdienste um die Etablierung der noch jungen Disziplin erworben haben. Zweifellos ist es Schrettinger, der nicht nur als ihr Namensgeber, sondern auch als ihr eigentlicher Begründer gelten muss, unternahm er doch „als erster die theoretische Fundierung einer systematisch angelegten Bibliothekswissenschaft“ (Uhlmann 2003, 36). Schrettingers Vorreiterrolle als „theoretischer Neuerer“ wird jedoch erst seit einigen Jahrzehnten gewürdigt (und mitunter überbewertet), seinen Zeitgenossen galt er vermutlich als „bibliothekarischer Ketzer“ (Jochum 1991, 24), der Prinzipien wie Zweckmäßigkeit und eine liberale Benutzung höher ansiedelte als die „heilige Kuh“ einer Buchaufstellung, die die „Vorstellung eines Einen Gültigen Systems“ (ebd., 32), die teilweise gar als gottgegeben (miss-)interpretierte Systematik der Wissenschaften nämlich, widerspiegeln sollte. Nicht zuletzt aber stieß man sich an Schrettingers theoretischer „Aura“, zum Beispiel an seiner Inanspruchnahme Kants; bereits Ebert hatte ihm das Bestreben, „seinen Gegenstand auf das Gebiet der Wissenschaft hinüberzuziehen“ (zitiert nach Uhlmann 2003, 24) entschieden übel genommen.

Dass in dieser Frage ausgerechnet Eberts Haltung Schule machen und vom „Mainstream“ der Bibliothekswissenschaft für lange Zeit präferiert werden sollte, kann im historischen Rückblick nur als bedauerlich empfunden werden. Die „Vermeidung aller Theorieweisheit“, mit der Ebert sich in seiner „Vorrede“ zur *Bildung des Bibliothekars* brüstete (Ebert 1958 [1820], 4), entwickelte sich zum Beispiel in Julius Petzholdts einflussreichem *Katechismus der Bibliothekslehre* von 1856 zu einem regelrechten Praxis-Wahn, dem noch Georg Leyh gegen Mitte des 20. Jahrhunderts huldigte und der auch seither

---

„aber aus den gesammelten Büchern eine brauchbare Bibliothek zu bilden (...) dazu gehören praktische Kenntnisse, die ein ganz eigenes Studium erfordern“ (zitiert nach Uhlmann 2003, 8-9). In seiner Rezension in der *Jenaischen Allgemeinen Literaturzeitung* nennt Schrettinger die Einrichtung von „Bibliothekar-Pflanzschulen“ als geeignetes Mittel zu diesem Zwecke (vgl. ebd., 19). Beide Autoren, sowohl Schrettinger als auch Ebert, antizipierten mithin die Entstehung des Berufsbibliothekars, die freilich noch etliche Jahrzehnte auf sich warten ließ.

keineswegs aus bibliothekarischen Publikationen verschwunden ist.<sup>18</sup> Bezeichnend ist allein die terminologische Verschiebung von Schrettingers „Bibliothek-Wissenschaft“ zu Petzholdts „Bibliothekslehre“ – letztere wird im *Katechismus* ausdrücklich als rein erfahrungsgelenkt gekennzeichnet und muss letztlich wohl vor allem als „Einrichtungs- und Verwaltungslehre“ (Bornhöft 1999, 17) verstanden werden.<sup>19</sup>

Es nimmt daher kaum wunder, daß es gerade dieses Werk war, das in der Hochzeit des Positivismus zu dem Lehrbuch der Bibliothekswissenschaft avancierte, um sich schließlich in der Gräselschen Bearbeitung als *Bibliothekslehre* zu geben, die nichts anderes als eine Bibliothekstechnik ist [...]

Bibliothekswissenschaft wird also ab der Mitte des 19. Jahrhunderts zur empirischen Wissenschaft, die den Geist durch den Katechismus ersetzt. Das Resultat dieser Verdrängung ist die Wiederkehr einer vorkritischen, *scilicet* vorschrettingerschen, Bibliothekswissenschaft [...]

Von Ebert bis Gräsel ist der Bibliothekar daher derjenige, der Bücher verwaltet, die er zwar ordnen und lesen, nicht aber als Produktionsmittel für weitere Bücher benutzen darf. Es ist dieser Ausschluß von der Schrift, der den Bibliothekar zum Bibliothekar macht, ein wahrhaft exklusives Geschäft also ... (Jochum 1991, 42-43)

Die „Geburt des (Berufs-)Bibliothekars“ wird somit zu Beginn des 19. Jahrhunderts, namentlich bei Schrettinger, „aus dem Geiste der Wissenschaft“ zumindest vorbereitet. Allerdings praktiziert man, in Person von Ebert und Petzholdt, sehr bald schon eine entschiedene „Abnabelung“ – indem man die Buch-Verwaltung zur eigenen Domäne ernennt, neben der wenig anderes, geschweige den wissenschaftliches, Bestand haben soll. Die mit dem Namen Friedrich Althoffs verbundenen Reformen der Jahrhundertwende schlossen sich dieser Entwicklung nicht an. In ihnen manifestierte sich eine gewisse „Rückkehr zur Wissenschaft“, andererseits entfernten ihre Folgen den Bibliothekar aber immer weiter von dieser: ein Widerspruch, der im 20. Jahrhundert die Berufsbilddebatte prägen sollte.

---

<sup>18</sup> Wobei zu denken gibt, dass gerade die „Vielschreiber“ unter den Bibliothekaren ihre Berufskollegen häufig zur „literarischen“ Enthaltsamkeit aufforderten.

<sup>19</sup> Petzholdts Ansichten lassen sich komprimiert anhand seines Aufsatzes „Aus dem Katechismus der Bibliothekenlehre“, einer Art Vorankündigung seines Hauptwerks im *Anzeiger für Bibliographie und Bibliothekswissenschaft* von 1855, nachvollziehen (vgl. Petzholdt 1855). In mancher Hinsicht eine Zwischenstation auf dem Weg von Schrettinger zu Petzholdt stellte das Lehrbuch *Ueber Bibliothekswissenschaft* des Dänen Christian Molbech dar (1833).

## **2.2 VON SCHLENDRIAN ZU REGLEMENTIERUNG: DAS REFORMZEITALTER**

In seinem Aufsatz „Bibliothekar und Wissenschaft“ von 1964 widmet sich Nikolaus Scholl<sup>20</sup> – nicht ausschließlich, aber doch sehr ausführlich – der Verteidigung einer traditionell eher verpönten Bibliothekarsgattung: dem „Professorenbibliothekar“ des 19. Jahrhunderts:

In den einschlägigen Darstellungen [...] begegnen wir allenthalben lebhaften Klagen über die Fehler und Unzulänglichkeiten des Systems der Professorenbibliothekare. Zwar werden Ausnahmen wie C.G. Heyne in Göttingen, F. Ritschl in Bonn und R. v. Mohl in Tübingen bereitwillig anerkannt, aber im ganzen wird das System als für das deutsche Bibliothekswesen äußerst verhängnisvoll abgelehnt. (Scholl 1964, 149)

Natürlich gibt es für die „lebhaften Klagen“ gute Gründe. Scholls argumentative Gegner, die in der Tat den Kanon der Bibliotheksgeschichtsschreibung repräsentieren, sprechen mit Vorliebe von den mannigfachen „Missständen“, die das Regime der Professorenbibliothekare den deutschen Bibliotheken bescherte. An erster Stelle ist sicherlich die Personalpolitik selbst zu nennen: Die Tatsache, dass die Bibliotheksleitung, wie schon von Schrettinger und Ebert kritisiert, von den Ordinarien als Nebenerwerb und ohne jegliche fachliche Vorbildung erledigt wurde, machte sich vielenorts in Form chaotischer Zustände in der Bibliotheksverwaltung bemerkbar. Auch äußerte sich die Willkür bei der Besetzung bibliothekarischer Stellen in der massenweisen Beschäftigung von unqualifizierten studentischen Hilfskräften, die bei so zentralen Arbeiten wie der Katalogisierung und Erschließung häufig völlig auf sich gestellt waren.<sup>21</sup> Begegnet wurde solchen Verhältnissen seitens der wenigen hauptamtlich-bibliothekarischen „Pioniere“ mit der sehr nachvollziehbaren Forderung nach einer breit angelegten und staatlich unterstützten Professionalisierung ihres Berufsstands, der mit den Reformen der Althoff-Ära schließlich ja auch entsprochen werden sollte.

Das Anliegen Nikolaus Scholls ist es jedoch, diese quasi-teleologische Entwicklung, die „[a]llzu lange [...] einseitig als Fortschritt gepriesen worden“ sei (Scholl 1964, 144), einer

---

<sup>20</sup> Scholl verstarb 1963 als Bibliotheksassessor im Alter von nur 31 Jahren, seine Studie wurde postum veröffentlicht und im ersten Band von *Bibliothek und Wissenschaft* abgedruckt.

<sup>21</sup> Vgl. hierzu Georg Leyhs Einlassung im *Handbuch der Bibliothekswissenschaft* (1961, 59-60): „Besonders beliebt war es, in der Katalogabteilung und sogar an den Sachkatalogen Hilfskräfte zu verwenden, die billig und schlecht arbeiteten; noch mehr freute man sich über freiwillige Dienste.“ Leyh spricht des Weiteren von den Bibliotheken des 19. Jahrhunderts als „Unterschlupf für junge Gelehrte, die einen akademischen Ruf abwarten“ bzw. als „Abstellgleise [...] für nicht arrivierte Dozenten“ (ebd., 59). Entsprechend harsch fällt auch Leyhs Gesamturteil über das Zeitalter der Professorenbibliothekare aus: „Die vielfach chaotischen Zustände in der älteren Zeit, von denen jede Bibliotheksgeschichte berichtet, gehen auf die zaudernden und schmöckernden Literaturfreunde zurück, für die in der modernen Gebrauchsbibliothek kein Platz mehr ist“ (ebd., 31). Schon Fritz Milkau hatte, ebenfalls im *Handbuch* (1933, 651) und zur gleichen Thematik, gespottet: „Wenn es aber durchaus die Regel war, daß diese Zugvögel kamen und verschwanden wie es ihnen gefiel, so waren doch immer einige darunter, die nach Abschluß des Studiums hängen blieben, mit oder ohne Vergütung geduldig ihres Schicksals harrend.“



Revision zu unterziehen und „die Vorzüge des Systems der Professorenbibliothekare“ herauszuarbeiten (ebd.). Zu ihrer Verteidigung wird zunächst als „[o]berster Grundsatz“ angeführt, dass „jede Zeit mit ihren Maßstäben zu messen“ sei (ebd., 150). Konkret: Im frühen bis mittleren 19. Jahrhundert war sowohl die Zahl der studentischen Nutzer der Universitätsbibliotheken wie auch die Zahl der in diesen beheimateten Bücher noch vergleichsweise gering. Eine wenig effiziente und auf lokalen „Insellösungen“ basierende Bibliotheksverwaltung sei daher durchaus akzeptabel gewesen: „Offensichtlich hat das Bedürfnis nach gut funktionierenden Bibliotheken damals doch nicht in dem Maße, wie wir es voraussetzen, bestanden“ (ebd.). Dieses Bedürfnis habe sich erst im Laufe der zweiten Jahrhunderthälfte, mit der Expansion und Differenzierung der institutionalisierten Wissenschaft und der daraus resultierenden „Literaturexplosion“, ergeben (vgl. ebd.). Zu den Zeiten Ritschls und von Mohls hingegen habe zum Beispiel noch gegolten: „Im Notfall [lassen] sich die Bücher auch ohne Katalog finden“ (ebd., 153)!

Als tatsächliche „Vorzüge“ der Professorenbibliothekare nennt Scholl in seinem Aufsatz eigentlich nur zwei Aspekte: Zum einen ihr philologisch-motiviertes Engagement für die Handschriftenkunde (vgl. ebd., 154), zum anderen ihre Verdienste „auf dem Gebiet der Anschaffungspolitik“ – denn schließlich „[kannten] die Dozenten die Bedürfnisse der Wissenschaft am besten“ (ebd. 152). Vor allem aber ihre eigenen, möchte man erwidern. Wie es um die angebliche Objektivität der Professoren hinsichtlich der Erwerbung mitunter tatsächlich bestellt war, verdeutlicht ein anonym veröffentlichter Artikel aus dem *Serapeum* von 1842:

Giebt es doch in unsern Tagen Bibliothekare, die gar kein Hehl [sic] daraus machen, dass sie nur darum das Nebenamt eines Bibliothekars sich zu verschaffen gewusst haben [...] um eine bequeme Gelegenheit zu erhalten, in ihrer bibliothekarischen Stellung auf Kosten des Staates die Bibliothek lediglich nach ihren eigenen augenblicklichen Privatbedürfnissen zu vermehren! Haben wir doch gesehen, dass Bibliothekare von bedeutendem Rufe bei der Auswahl der neu anzukaufenden Bücher in der Weise verfahren, dass sie in einer einzigen Stunde über den Ankauf mehrerer Hundert ihnen vorliegender neuer Bücher nach dem flüchtigsten Anblick ihres Titelblatts entscheiden! (Förstemann 1842, 235)

Dieser eher unvorteilhafte Eindruck scheint durch einen exemplarischen Blick auf das bibliothekarische Ethos Hoffmann von Fallerslebens bestätigt zu werden, welcher die Universitätsbibliothek in Breslau, an der er ab 1823 als Kustos angestellt war, als „Zwangs- und Zuchthaus“ empfand (zitiert nach Scholl 1964, 157) und „von seinem Vorgesetzten den Vermerk beigefügt bekam, [dass er zwar ...] nicht gerade sehr viel leistete, aber für seine

literarischen Zwecke die Bibliothek sehr fleißig durchstöberte“ (zitiert nach Jochum 1991, 63-64).<sup>22</sup>

Sehr viel überzeugender argumentiert Scholl, wenn es um den tatsächlichen Übergang von der Fallersleben'schen „Gelehrteneligkeit“ (ebd.) hin zu einer stärkeren staatlichen Reglementierung des Bibliotheksgeschehens geht. Er betont, dass es sich bei diesem Übergang schon deshalb nicht um eine „scharfe Zäsur“ gehandelt haben könne (wie häufig behauptet wird), weil die neuen Berufsbibliothekare häufig der professorenbibliothekarischen Tradition entstammten; dies gelte etwa für die „Schüler Ritschls: Klette, Dziatzko, Zangemeister und Wilmanns“ (Scholl 1964, 163). Die Widerstände gegen die „Machtabtretung“ an speziell für den Beruf ausgebildete und hauptamtliche Bibliothekare waren an den Universitäten dennoch erheblich. Die Befürchtungen der Ordinarien im Einzelnen (vgl. ebd., 158-163):

- Vernachlässigung der Bedürfnisse der wissenschaftlichen Klientel hinsichtlich der Literatenauswahl und der liberalen Benutzung
- Zu starke Betonung der Buchverwaltung zu Ungunsten des Wissenschaftsbezugs, Bürokratismus, „Sammeln als Selbstzweck“
- Zu starke finanzielle Inanspruchnahme der Hochschulen bzw. des Staates bei der Ausbildung und Besoldung der neuen bibliothekarischen Berufsgruppen
- Mangel an geeigneten und interessierten Kandidaten für das Bibliotheksamt

Als allgemeine Tendenz lässt sich hier ein ausgeprägtes Misstrauen gegenüber den emanzipationswilligen Bibliothekaren herauslesen, was sich auch in der Geringschätzung äußerte, mit der man den Institutionalisierungsambitionen einer Bibliothekswissenschaft begegnete (vgl. ebd., 161 f.). Nicht zuletzt scheinen die Herren Professoren Einflussverlustängste umgetrieben zu haben – die aus ihrer Sicht natürlich sehr praktische Koppelung der Bibliotheken an die eigenen Lehrstühle sollte unbedingt erhalten bleiben.<sup>23</sup> Als Relikte ihrer Befürchtungen sind die Institutsbibliotheken zu sehen, die auch heute noch

---

<sup>22</sup> Als weitere prominente Nebenberufsbibliothekare, möglicherweise mit ähnlichen Gewohnheiten, lassen sich u. a. nennen: Leibniz, Lessing, Kant, Goethe, Hölderlin, Jacob Grimm (vgl. z. B. Rost 1990). Rost, dessen essayistischer Zugang zu unserem Themenkomplex nicht immer streng wissenschaftlich, in jedem Fall aber sehr unterhaltsam ausfällt, beleuchtet das (traditionelle) Image des Bibliothekars, indem er die ihm zugeschriebenen „Spleens“ schildert. Von der „Bibliopathie“ ist hier beispielsweise die Rede, welche mitunter „bleibende Gemütsschäden“ oder gar „geistige Umnachtung“ bei Bibliothekaren bewirken könne (ebd., 102-103): „Der Takt verbietet es, aus eigener Erfahrung Kollegen zu benennen, die bei Bearbeitung medizinischer Literatur nach jedem Arbeitstag mit einem anderen Leiden nach Hause gehen oder die als Fachreferenten für Pädagogik wechselnde Erziehungsmethoden an ihren Kindern und Bekannten ausprobieren“ (ebd., 102). Zum Image des Bibliothekars, vgl. auch die exzellente Zusammenstellung von Quellen in der Online-Bibliographie von Monika Bargmann (2008).

<sup>23</sup> In Anlehnung an den Kapiteltitel ließe sich hier die Metaphorik der „Mutter Wissenschaft“ bemühen, die ihre Kinder, die Bibliothekare, nur sehr ungern in die Freiheit entlässt.

das Bild der älteren Universitätsbibliotheken prägen und deren Teilautonomie auch mittels einer „funktionalen Einschichtigkeit“ kaum beizukommen ist.

1893! Das Jahr gilt vielen als entscheidende Marke, weil der „Erlaß betreffend die Befähigung zum wissenschaftlichen Bibliotheksdienst“, initiiert und durchgesetzt vom damaligen preußischen Ministerialreferenten Friedrich Althoff, am 15. Dezember dieses Jahres beschlossen wurde.<sup>24</sup> Dazu Fritz Milkau im historischen Rückblick: „Es ist Althoffs Weihnachtsgruß an die Bibliotheken, es ist die Geburtsstunde des deutschen Bibliothekars, es ist das wichtigste Dokument der ganzen deutschen Bibliotheksgeschichte“ (Milkau 1933, 658).<sup>25</sup> Der große „Erlaß“ kam allerdings nicht aus heiterem Himmel über die Universitäten. Seit den 1870er Jahren hatte sich, den vehementen professoralen Gegenstimmen zum Trotz, in der Politik die Erkenntnis durchgesetzt, dass eine Reform des deutschen Bibliothekswesens, nicht zuletzt angesichts der völlig neuen Dimension des zu bearbeitenden Literaturaufkommens, unumgänglich sei. Scholl attestiert dem Althoffschen Erlass daher zu Recht, „nur der formal-rechtliche Abschluß einer langjährigen Entwicklung“ gewesen zu sein (Scholl 1964, 170). In seiner Bedeutung ist er natürlich dennoch nicht zu unterschätzen, untermauerte er doch den bibliothekarischen Anspruch auf Professionalität recht eindrucksvoll und machte aus diesem – zunächst eine preußische, später eine gesamtdeutsche – Realität.<sup>26</sup>

Der Erlass besteht aus 13 Paragraphen und benennt relativ detailliert Standards für die Ausbildung der Bibliotheksanwärter, die zukünftig ein zweijähriges Volontariat sowie, nach dessen Abschluss, eine Fachprüfung absolvieren sollten. Als Nachweise für die Zulassung zum Volontärdienst werden u. a. „das Reifezeugnis eines deutschen humanistischen Gymnasiums“, die Promotionsurkunde und ein Führungszeugnis gefordert. Erweist sich der Bewerber während der zwei Ausbildungsjahre als „brauchbar“, steht ihm der Weg zur Fachprüfung offen, in der primär „gründliche Kenntnisse der Bibliotheksverwaltungslehre, der bibliographischen Hilfsmittel und der allgemeinen Litterärgeschichte“ abgefragt werden. Auch fremdsprachliche Fertigkeiten (englisch, französisch, italienisch) spielen jedoch weiterhin eine wichtige Rolle, während „specielle Kenntnisse auf dem Gebiet der

---

<sup>24</sup> ... und zum 1.4. des Folgejahres in Kraft trat.

<sup>25</sup> Milkau (1859-1934) war 1893 selbst bereits Bibliothekar (in Königsberg) und wurde 1899 Mitarbeiter Althoffs im preußischen Kultusministerium (vgl. Buder 1994, 511).

<sup>26</sup> Auf die „Vorstufen“ des Erlasses, etwa die Vorschläge der „Preußischen Kommission für die Zulassung zum Beruf“ von 1888, sowie auf seine Weiterentwicklungen in anderen deutschen Ländern (z. B. 1905 in Bayern) kann im Rahmen der vorliegenden Arbeit nicht weiter eingegangen werden. Vgl. hierzu Milkau 1933, 650 ff. Weitere wichtige Stationen der bibliothekarischen Institutionalisierung um die Jahrhundertwende waren die Gründung des *Zentralblatt für Bibliothekswesen* (1894) und des Vereins Deutscher Bibliothekare (1900). Zu dieser Entwicklung allgemein, vgl. Habermann 2000; zur (Vorgeschichte der) Gründung des VDB, vgl. Schmitz 2000.

Paläographie oder der Incunabelkunde“ dem Kandidaten lediglich noch „zur Empfehlung reichen“, also sozusagen das I-Tüpfelchen darstellen (alles zitiert nach Milkau 1933, 658-659).<sup>27</sup>

Wir erkennen in dem mittlerweile 115 Jahre alten Dokument nur zu deutlich die Grundzüge dessen wieder, was auch heute noch die Ausbildungsordnungen der meisten deutschen Bundesländer prägt (vgl. Plassmann et al. 2006, 259 ff.): Ein Volontariat (heute zumeist Referendariat genannt) mit abschließender (Laufbahn-)Prüfung, ein Universitätsstudium als Zugangsvoraussetzung. Von der Promotion als weiteres notwendig zu erfüllendes Kriterium erhofften sich die „Väter“ des preußischen Erlasses (Otto Hartwig, Karl Dziatzko) wohl vor allem eine symbolische Wirkung als „Befähigungsnachweis“ für die wissenschaftliche Arbeit (vgl. Scholl 1964, 171); sie sollte sich allerdings nicht als der „unveräußerliche Besitz“ erweisen, als den noch Georg Leyh sie ansah (Leyh 1961, 21). Generell bleibt aber festzuhalten, dass der „Erlaß“, fernab jedes Ebertschen „Polyhistorismus“, eine eindeutige Richtungsbestimmung zugunsten der Fachwissenschaft darstellt, die von den Bewerbern ja sehr gründlich studiert werden sollte, bevor sie sich dem bibliothekarischen Bereich zuwenden durften. So hatte auch die Berliner Kommission, auf deren Vorarbeiten von 1888 der „Erlaß“ beruhte, großen Wert auf die Feststellung gelegt, dass „die erste und beste Vorbereitung für den Bibliotheksdienst die abschließende Erledigung eines Universitätsstudiums sei“ (Milkau 1933, 654).<sup>28</sup> Die spezifisch *bibliothekarische* Theorieausbildung fand hingegen auf rein freiwilliger Basis – und in fachlich umstrittener Form; vgl. ebd., 655 ff. – in Göttingen statt: am 1886 eingerichteten Lehrstuhl mit dem bezeichnenden Namen Bibliothekshilfswissenschaften, an dem in einem „Sammelsurium philologisch-historischer [Fachgebiete]“ unterrichtet wurde (Jochum 2000, 242).<sup>29</sup>

---

<sup>27</sup> Im Vergleich zu Eberts Anforderungskatalog von 1820 fallen folgende (Haupt-) Unterschiede auf: 1. Die neue Bedeutung der „Bibliotheksverwaltungslehre“ (im „Erlaß“ als erstes genannt, bei Ebert als „mechanische Fähigkeiten“ noch unter ferner liefen abgehandelt); 2. Die gesunkene Bedeutung der Buchkunde; 3. Die Verlagerung des Schwerpunktes bei den Sprachkenntnissen weg von den „alten“ und hin zu den „modernen“ Fremdsprachen. Vor allem aber geht dem sehr nüchternen „Erlaß“ der Ebertsche Idealismus gänzlich ab: Keine Rede von der Geschichte als „Wissenschaft aller Wissenschaften“ und „Grundlage [...] des Lebens selbst“ (op. cit.); ebenso wenig findet das vermeintlich unerlässliche „enzyklopädische Wissen“ Erwähnung. Auch die Nennung von typisch bibliothekarischen Charaktereigenschaften (à la „strenge Ordnungsliebe bis ins Einzelne hinab“; op. cit.) bleibt im „Erlaß“ aus.

<sup>28</sup> Zur Diskussion über „Die Vorbildung zum bibliothekarischen Beruf“ (und die Frage der Dissertation) um die Jahrhundertwende, vgl. die unter diesem Motto stehenden Referatsbeiträge von Karl Gerhard und Hans Schnorr von Carolsfeld auf der „Vierten Bibliothekarversammlung“ von 1904 (Gerhard/Schnorr von Carolsfeld 1904).

<sup>29</sup> Jochums an gleicher Stelle zugespitzt vorgetragene Einschätzung, die Institutionalisierung des deutschen Bibliothekswesen habe sich mittels einer Strategie der dezidierten Abgrenzung von der „eigentlichen“ Wissenschaft, ja einer Ebertschen Überhöhung der Bibliothekssphäre als „höhere Form der Wissenschaft“

Entgegen der Thesen Nikolaus Scholls war der preußische Erlass für die Entwicklung des bibliothekarischen Berufsbilds ohne Frage von erheblicher Bedeutung. Im Grunde lässt sich sogar erst seit 1893 überhaupt von einem „Berufsbild“ sprechen, denn erst seit diesem Zeitpunkt mussten sich die Anwärter auf bibliothekarische Stellen einer systematischen Ausbildung unterziehen. Die Tendenz der Zeit – sicherlich auch eine Reaktion auf die ansonsten allenthalben zu beobachtenden Differenzierungsprozesse – war die der Vereinheitlichung, was sich auf bibliothekarischem Gebiet in zahlreichen Maßnahmen zur Standardisierung und Zentralisation bemerkbar machte.<sup>30</sup> Der bisher vorherrschenden Willkür wurde ein Ende gesetzt, insbesondere auch dem „planlose[n] und im Endergebnis unbefriedigende[n] Zusammenraffen von Kenntnissen aus nicht immer guten Quellen“ (Milkau 1933, 675). Übrig blieben in Milkaus idealisierter Darstellung „Bibliothekare, die nichts anderes waren noch sein wollten als Bibliothekare“ (ebd., 689) – ein Trugschluss, wie die in den Folgejahren mit mehr Schärfe denn je geführte Berufsbilddebatte zeigen sollte. Immerhin aber fand diese nun, dank der Althoff'schen Reformen, auf einem gewissen Fundament statt:

Der Examensschein verlieh dem Beruf und seinen Repräsentanten nicht schlagartig Kontur. Er war das Rezept, noch nicht die Arznei. Die Ausbildungsregelung setzte einen Orientierungspunkt und gab dem Bibliothekar die Gewißheit eines „anständigen Berufes“. (Rost 1990, 136)

---

(Jochum 2000, 242) vollzogen, ist somit als fragwürdig zu bezeichnen. Vielmehr blieb die bibliothekarische Ausbildung ja fest im universitären Geschehen verankert. Der Versuch einer Abgrenzung, die „den Akademiker zum Spezialisten und den Bibliothekar zum Anwalt des Allgemeinen erklärte“ (Jochum 1999, 119), fand sicherlich bei Petzholdt statt, dessen Einfluss sich am Jahrhundertende hauptsächlich noch in der Betonung der „Bibliotheksverwaltungslehre“ und der Namensgebung des Göttinger Lehrstuhls manifestierte. Der preußische Erlass aber kann in weiten Teilen geradezu als *Abwendung* von der Ebert-Petzholdtschen Entwicklungslinie gesehen werden.

<sup>30</sup> Abgesehen von der Berufsausbildung gilt dies zum Beispiel für die Katalogisierung (Preußische Instruktionen, Gesamtkatalog) und den Leihverkehr; vgl. Schmitz 2000, 18-20 sowie – kritisch betrachtet – Fabian 1991, 425 ff.

### **3      ZWISCHEN HÖHENFLÜGEN UND TAGESGESCHÄFT:** **DAS 20. JAHRHUNDERT**

Mit dem preußischen Erlass und vergleichbaren Regelungen in den anderen deutschen Ländern waren Standards für die Ausbildung zukünftiger Bibliothekare definiert worden – die Missstände im Berufsalltag blieben davon jedoch unberührt, ja wurden durch die Reformen in gewisser Weise noch verstärkt: Vielenorts waren die Bibliothekare nunmehr, wie sie es gewünscht hatten, alleine für die Verwaltung der immer höher und rascher anwachsenden „Bücherberge“ verantwortlich, was im Laufe des 20. Jahrhunderts wiederholt Anlass zu publizistischen Klagen über die kaum zu bewältigenden „Lasten des Tages“ gab. Reflexartig wurde angesichts der als entwürdigend empfundenen Bedingungen der Ruf nach einer „Rückkehr in die Fachwissenschaft“ laut (Tiemann 1947, 143).<sup>31</sup> Die Fragestellung „Wissenschaftler oder Verwaltungsbeamter“ sollte die argumentative Dynamik der Berufsbilddiskussionen bestimmen, die sich jetzt von der vormaligen (notwendigen) Verengung auf Fragen des Berufszugangs abwandten und sich stärker auf das berufsständische Selbstverständnis konzentrierten:

Auch im 20. Jahrhundert beschäftigt den wissenschaftlichen Bibliothekar immer noch Theodor Mommsens Problem, ob er anderen nur Ziegel machen oder selbst auch Häuser bauen soll. Die Aufklärung, der sich der Berufsbibliothekar letztendlich verdankt, hat drei Routen vorgezeichnet, das rettende Ufer eines Selbstverständnisses bei wechselnden Winden anzusegeln: Die Maximalisten heben den Bibliothekar in die Höhe eines Meta-Wissenschaftlers, der über allen Fächern schwebt; die Traditionalisten versuchen weiterhin, dort Profil zu gewinnen, wo sie nicht als Bibliothekare handeln. Die Normalisten geben der Bibliothek den Primat. Ihren Eifer absorbieren Wissenschaften, die Arbeitsläufe revolutionieren und den Bibliothekar auch als Manager und Technologen herausfordern. (Rost 1990, 75)

---

<sup>31</sup> Womit nicht ausgesagt werden soll, dass die Forderungen nach der Ermöglichung einer wissenschaftlichen Betätigung des Bibliothekars oder nach einem – wie auch immer gearteten – engeren Anschluss an die universitären Institute stets nur als Vorwand verwendet wurden.

### **3.1 KASSANDRARUFE UND GELEHRTE TRÄUME: DIE „BIBLIOTHEKARISCHE MODERNE“**

Schon unmittelbar nach dem Inkrafttreten der Reformgesetze sollte sich für die Bibliothekare schmerzlich bemerkbar machen, dass sie für den erlangten Fortschritt einen hohen Preis zu zahlen hatten. Dieser trug nicht zuletzt den Namen Bürokratie: Die Bibliothekare waren nunmehr Beamte, genossen eine gestiegene materielle Sicherheit, unterlagen aber auch den zahlreichen Normierungen des von den „preußischen Tugenden“ (Pflichterfüllung, Gehorsam etc.) dominierten staatlichen Apparats. Während das System der Professorenbibliothekare noch von einer gewissen Laissez-faire-Haltung geprägt gewesen war, hatte das Pendel jetzt stark in die andere Richtung ausgeschlagen und es gab für jedes Detail des täglichen Arbeitsablaufs strenge Reglementierungen. Die Bibliotheken sollten zum „Prototyp einer exakt arbeitenden Verwaltungsmaschine“ gemacht werden (Jochum 1991, 70) und der Bibliothekar zum „Untertan ohne störende Ecken und Kanten“ (ebd., 65).<sup>32</sup>

Dass man diese Entwicklung nicht ohne weiteres hinnahm, muss dem Berufsstand hoch angerechnet werden. Konkret stieß man sich vor allem an zwei Aspekten des neuen Beamten-Berufsalltags: zum einen den strikt einzuhaltenden Dienststunden, zum anderen der Überlastung durch „Routinearbeiten“ in Zeiten einer um ein Vielfaches angestiegenen Literaturproduktion. Beides, die Dienststundenregelung wie auch die „mechanische Tätigkeit“ (Schulze 1910, 32), empfand man als zu enges „Korsett“ und als akademisch vorgebildeten Individuen nicht würdig. Resultat der bibliothekarischen Klagen war die Etablierung einer neuen Laufbahn im Jahre 1909 – dem „mittleren Dienst“, der das wissenschaftliche Personal entlasten und die Effizienz der Bibliotheken weiter steigern sollte.<sup>33</sup> Obwohl dieser Schritt einhellig begrüßt wurde und wohl auch die gewünschten Wirkungen zeitigte, setzte sich die Debatte in den bibliothekarischen Fachorganen fort und sollte noch auf Jahrzehnte hin eine wichtige Rolle spielen: „Mit einer veränderten Arbeitsteilung war das Übel nicht an der Wurzel erfasst. Resignation und Unbehagen blieben in den Bibliotheken heimisch“ (Leyh 1952, 12).<sup>34</sup>

---

<sup>32</sup> In seiner *Kleinen Bibliotheksgeschichte* kommentiert Jochum ironisch: „Das Opfer, das Ebert schon früh von den Bibliothekaren erwartet hatte und das darin bestand, nicht selbst schreiben zu dürfen, sondern Geschriebenes verwalten zu müssen, dieses Opfer zeigt sich gegen Ende des 19. Jahrhunderts in bezeichnender Weise transformiert: Nun dürfen Bibliothekare schreiben – freilich keine Bücher für ein Publikum, sondern Akten für die vorgesetzte Behörde“ (Jochum 1999, 129).

<sup>33</sup> Der „mittlere Dienst“ entspricht dem heutigen „gehobenen Dienst“. Als „Diplombibliothekare“ werden die Angehörigen dieser Beamtenlaufbahn erst seit 1939 bezeichnet (vgl. Bornhöft 1999, 38).

<sup>34</sup> Leyhs Rückschau auf die ihm vorangehende Bibliothekargeneration lässt an dieser im Übrigen kaum ein gutes Haar. In eisern-protestantischem Duktus lässt er im *Handbuch der Bibliothekswissenschaft* wissen, dass angesichts des „beglückende[n] Gefühl[s] der berufstreuen Pflichterfüllung [...] auch die Arbeiten des Tages einen höheren Sinn erhalten, der den über ihren Beruf klagenden Reformern von 1910

Eine gelungene und nicht zuletzt repräsentative Umschreibung der Situation liefert Alfred Schulze zu Beginn seines Aufsatzes „Der Bibliothekar und sein Beruf“, erschienen 1910 im *Zentralblatt für Bibliothekswesen*:

Die Zustände an den Universitätsbibliotheken sind in der Tat unbefriedigend: die Direktoren sind unglaublich überlastet, die Bibliothekare durch die Not des täglichen Betriebes ganz in Anspruch genommen. Zu ruhiger Vertiefung in gelehrte bibliothekarische Arbeit fehlt es hier wie dort an Muße; alles hastet, um den Anforderungen des Tages gerecht zu werden. (Schulze 1910, 30)

„Alles hastet“ – ein klassisches Kennzeichen der Moderne, das nunmehr auch in einstige Idyllen Einzug gehalten hat und Milkau Bonmot von der Bibliothek als „Warenhaus“ zu rechtfertigen scheint (vgl. Milkau 1933, 646). Von der „Not des täglichen Betriebes“ ist bei Schulze ferner die Rede: Diese manifestiert sich in der Schwerpunktverlagerung vom wissenschaftlich-philologischen Arbeiten hin zu Verwaltungstätigkeiten und dem Tempo, in dem letztere jetzt erledigt werden müssen. Es ist ohne weiteres nachvollziehbar, dass diejenigen, die noch das vorangegangene „bibliothekarische Zeitalter“ erlebt haben, sich in dieses zurücksehnen. Bei Schulze klingt dies bereits deutlich an, wenn er bedauert, dass zu „gelehrte[r] bibliothekarische[r] Arbeit“ neuerdings die „Muße“ fehlt (op. cit.), und zu denken gibt, „dass der Hunger nach wissenschaftlicher Arbeit durch die mechanische [erst recht] zum Heißhunger angefacht wird“ (Schulze 1920, 32). Allerdings scheint es sich bei Schulze um einen Pragmatiker gehandelt zu haben, der zum Beispiel zugleich vor einer „übertriebene[n] Scheu vor mechanischer Tätigkeit“ (ebd.) explizit warnt (weil diese in der Natur der bibliothekarischen Sache läge) und sich für eine „liberale, von strenger sozialer Klassifizierung absehende Gesinnung“ stark macht, „die den Menschen nicht nach der Zahl der bestandenen Examina, sondern nach dem einschätzt, was er der Bibliothek leistet“ (ebd., 32).

Einige unter Schulzes Zeitgenossen<sup>35</sup> gehen im Rahmen ihrer Auseinandersetzung mit derselben Thematik deutlich weiter. So kann etwa Karl Geigers Vortrag „Unser

---

verlorengegangen war; sie haben es vorgezogen, Staub aufzuwirbeln und eine jahrelange Verwirrung hervorzurufen. Nicht wenige junge Bibliothekare sind in jenen Jahren an ihrem Beruf irre geworden“ (Leyh 1961, 87).

<sup>35</sup> Zu nennen ist beispielsweise Heinrich Reinhold, dessen Äußerungen von Nikolaus Scholl mit dem ‚Label‘ „Kassandra-Rufe“ versehen wurden (Scholl 1964, 176), was die Namensgebung des vorliegenden Subkapitels inspirierte. Reinhold sprach sich 1909 in seiner Schrift *Der Bibliothekar und sein Beruf: Nöte, Wünsche und Hoffnungen* teils sehr energisch dafür aus, „die wissenschaftlichen Fähigkeiten der Beamten zur Geltung zu bringen und ihrem Streben nach einer innerlich befriedigenden, ihrer Vorbildung und sozialen Stufe entsprechenden Stellung [...] Rechnung zu tragen“ (Reinhold 1909, 5). Es sei „ein Unding“, dass der Bibliothekar – als „Glieder der Gelehrtenrepublik“ (ebd., 6) – „jahraus jahrein zu Arbeiten mißbraucht“ werde, die „ohne jedes Studium geleistet werden können“ (ebd., 15). Auf ganz ähnliche Weise betonte Hans Füchsel im selben Jahr das Argument der bibliothekarischen Ehre: „Dem Universitätsbibliothekar macht sich [seine] untergeordnete Stellung um so schmerzlicher fühlbar, als er in tägliche Berührung mit den Vertretern der Wissenschaft kommt, die in durchaus berechtigter Einschätzung



bibliothekarischer Beruf“, gehalten auf einer Bibliothekarsversammlung im Jahre 1920 und abgedruckt im *Zentralblatt*, als typisches Beispiel einer langen Reihe von Beiträgen gelten, die sich entschieden für die Wissenschaftlichkeit des bibliothekarischen Berufs aussprechen – und dabei der Verführung einer Überhöhung desselben unterliegen. Gleich zu Beginn adressiert Geiger bezeichnenderweise seine Zuhörer als „Männer der Wissenschaft“ (Geiger 1920, 230) und widmet sich im Folgenden einer Verteidigung des nunmehr fast 30 Jahre zurückliegenden Reformprozesses, wobei er großen Wert auf die Feststellung legt, dass „der wissenschaftliche Bibliothekar einer, allmählich ziemlich fest umrissenen, fachwissenschaftlichen [...] Ausbildung bedarf“ (ebd., 236). Im Zentrum seines Vortrags steht jedoch die Frage, wie sich die *Berufsausübung* zu gestalten habe und welches Selbstverständnis aus der bibliothekarischen Tätigkeit abzuleiten sei:

Die Teilnehmer an der Berliner Tagung von 1906 werden sich wohl alle mit Vergnügen jener Tischrede von bedeutsamer Stelle und aus beredtem Munde erinnern, in der in einer geistreichen Parallele vom Bibliothekar als König gesprochen wurde. Ich habe damals, in der Stille der Wertschätzung gedenkend, die wir Bibliothekare in den hohen Kreisen der Wissenschaft genießen, an den Bau der Könige gedacht und an die Kärnerrolle, die man auch heute noch da und dort uns zuweisen will. Liebe Freunde! Wir lassen uns nicht zu Kärnern herabsetzen. Wir wollen auch für die Zukunft des geheimen Königtums bewußt bleiben, dessen wir im Umkreis unserer Bibliotheken zu walten haben. Wir sind zu Führern zu den Quellen berufen, deren Hut und Pflege uns anvertraut ist. (Geiger 1920, 238)

Der Bibliothekar wird in der Lesart Geigers zu einem wahrlich herrschaftlichen Geschöpf. Zwar schrammt er letztlich haarscharf daran vorbei, selbst „König“ zu sein – diese Rolle bleibt in Geigers einigermaßen pathetischer Metaphorik den „hohen Kreisen der Wissenschaft“ vorbehalten. Wohl aber ist es seine Aufgabe, des „Königtums“ der Wissenschaft zu „walten“ und zu seinen „Quellen“ bzw. „Schätzen“ (ebd., 240) zu führen. Dieser „hohen Aufgaben“ (ebd., 241) müsse sich ein jeder Bibliothekar bewusst sein und es gelte alle Versuche, den Beruf, etwa mittels von „Routinearbeiten“, zu trivialisieren, entschieden zu bekämpfen: „Wir lassen uns nicht zu Kärnern herabsetzen“!

Geiger beschreitet hier argumentativ einen schmalen Grad. Ein „Kärner“ will er niemals werden, andererseits kann er dem „Dienen“ durchaus viel abgewinnen (vgl. ebd., 240 f.). Von entscheidender Bedeutung scheint für ihn zu sein, ob das Dienen-Müssen den Bibliothekaren von außen aufoktroziert wird oder aber aus eigener Überzeugung als notwendiges Los des Berufsstandes anerkannt wird. Es ist hochinteressant zu sehen, wie hier aus der Not eine Tugend gemacht wird und aus dem Gefühl der Demütigung eine hemmungslose Idealisierung erwächst:

---

der Tätigkeit, die sie ihn regelmäßig verrichten sehen, nur zu geneigt sind, in ihm lediglich den gefälligen Handlanger zu erblicken“ (zitiert nach Scholl 1964, 173).

Wer weiß in unseren Kreisen nichts von dem hohen Grad von Selbstzucht, von hingebender, selbstverleugnender Treue, der Treue im Kleinsten, vom stillen Kampf gegen sonst sehr berechnete Neigungen, von der Tugend der Entsagung, die sich damit genügen läßt, andern zu dienen, von all den schweren Pflichten, die gerade unser Beruf den tüchtigsten unter uns auferlegt? – Das alles lernt man niemals aus Büchern, das alles erreicht man auch nicht durch geschriebene Satzungen und Ordnungen. Solche köstlichen Früchte erwachsen auch nicht im Treibhaus des starren Dienstes, des Reglements und der Dressur. Sie erblühen, wie überall, so auch für unseren Beruf nur da, wo persönliche Hingabe und Begeisterung vorbildlich wirkt und alle guten Geister dem ehrlich Ringenden zur Hilfe wachruft. [...] Verehrte Herren Kollegen! Nun blicken wir erst recht unserem bibliothekarischen Beruf ins Herz. (Geiger 1920, 238)

Hier hat jemand seinen F. A. Ebert offenbar gründlich gelesen und verinnerlicht. Die Dynamik der Überhöhung klingt allzu bekannt, alle Signalwörter kommen zum Einsatz: „Genügsamkeit“ und „Entsagung“, ja „Selbstzucht“ und „Selbstverleugnung“ prägen das berufliche Dasein; der Bibliothekar befindet sich in einem permanenten „Kampf“. Gegner seines „Ringens“ sind seine eigenen und eigentlichen „Neigungen“, die gegenüber seinen „schweren Pflichten“ jederzeit das Nachsehen haben (müssen). Was aber klingt wie ein bemitleidenswertes Schicksal, und darin liegt der Clou, wird kurzerhand zum honorigen Märtyrertum umgewendet und der Bibliothekar zum Auserwählten stilisiert. Bei Ebert erreichte dies fast metaphysische Sphären, indem die Bibliothek zum „Heiligthum“ (Ebert, 1958 [1820], 57) und der Bibliothekar zum „Organ zwischen Vor- und Nachwelt“ (ebd., 10) erklärt wurde. Geiger begnügt sich etwas profaner damit, seinen Kollegen „köstliche Früchte“ in Aussicht zu stellen, die sie allerdings nur zu ernten in der Lage seien, wenn sie ihren Beruf mit absoluter „Hingabe und Begeisterung“ erledigten. Dies wiederum entspricht in etwa der Ebertschen „eigenthümlichen Liebe“, die der Bibliothekar für seine Arbeit zu empfinden habe.<sup>36</sup>

Neu hinzu kommt bei Geiger ein Gesichtspunkt, der den veränderten Kontexten geschuldet ist, namentlich seine Auflehnung gegen „Reglement“ und „Dressur“ (op. cit.), womit nichts anderes als die seit Eberts Tagen erheblich gestiegene Kontrolle der Bibliotheken durch den Staat gemeint sein dürfte. In seiner Empörung über die Geringschätzung der wissenschaftlich-bibliothekarischen Arbeit durch die Behörden bricht Geiger sogar ein erklärtes Ebertsches Tabu und fordert die (Wieder-)Herstellung geeigneter Voraussetzungen für eine publizistische Betätigung der Bibliothekare. Es gelte durch „literarische Arbeit [...] die amtlich in jeder Weise zu unterstützen und zu fördern ist“ (Geiger 1920, 240) sowie „durch häufige Ausstellungen, durch Führungen, durch Vorlesungen die

---

<sup>36</sup> Im übrigen singt auch Geiger, wie schon Ebert, das „Hohelied des Generalismus“, wenn er die vermeintliche Überlegenheit des Bibliothekars wie folgt begründet: „Wir Bibliothekare haben ja mehr als die wissenschaftlichen Fachspezialisten Gelegenheit und Veranlassung, uns darüber Gedanken zu machen, was zur rechten Wissenschaft gehört; ja, gerade von unserem Fachwissen aus können wir es deutlich erkennen, wo alles Wissen anfängt, Wissenschaft zu werden“ (Geiger 1920, 237).

stumme Geisterwelt unserer Bücherhäuser zum Sprechen zu bringen“ (ebd.). Gänzlich unkompatibel mit diesem Anspruch ist für Geiger das „Rechnen mit der Stunde“ (ebd.), also die fixe Dienststundenregelung des Bibliotheksbeamtentums. In diesem Zusammenhang benennt er „mit Freuden“ Goethe als Kronzeugen, der während seiner Zeit an der Herzogin Anna Amalia Bibliothek zum Besten gegeben hatte, „daß das Arbeiten nach vorgeschriebener Stunde, in einer Zeitenreihe, solche Menschen hervorbringt und bildet, die auch nur das Allernotdürftigste, stundenweis und stümperhaft [...] arbeiten“ (ebd.). Wären dem, wohlgemerkt „höheren“, Bibliothekar die geforderten Freiheiten aber erst einmal garantiert, so könne er auch wirklich Großes leisten – dies wird gewissermaßen als Gegenleistung in Aussicht gestellt. In Geigers Vision erfüllen die Bibliotheken eine zentrale gesellschaftliche Funktion, haben sie doch, ein „einmütiges, opferwilliges Zusammenwirken“ vorausgesetzt, das Potential, zu „Segensquellen für unser ganzes Volk“ zu werden (ebd., 241).<sup>37</sup>

Der traditionelle argumentative Dreiklang „Beklagen der eigenen Überlastung, Forderung nach Freiheit, Idealisierung des bibliothekarischen Potentials“ wird erst durch Fritz Milkau im berühmten *Handbuch der Bibliothekswissenschaft* von 1933 aufgehoben. Auf im Vergleich geradezu optimistische Art und Weise setzt sich dieser in dem Kapitel „Der Bibliothekar und seine Leute“ mit allen erdenklichen Aspekten des Berufsbilds auseinander und erweist sich mit seiner Charakterisierung des Bibliothekars als „berufene[r] Vermittler zwischen Buch und Benutzer“ (Milkau 1933, 635) zudem als Pionier der Kundenorientierung. Allerdings ist auch Milkau gezwungen, zu den drängenden Fragestellungen seiner Zeit Stellung zu beziehen – was aus heutiger Sicht nicht immer gänzlich überzeugend geschieht. Als Rezept, mit dem der Bibliothekar den stetig zunehmenden „Anforderungen des Tages“ (Schulze 1910, 30) begegnen solle, empfiehlt Milkau zum Beispiel vor allem die „Liebe zum Buch“: „Der Bibliothekar, der solche Liebe im Herzen trägt, der ist auch gefeit gegen die Kleinarbeit, deren es in der Bibliothek übergenug gibt, die er aber selbst beherrschen muß und nicht gering schätzen darf, wenn er einmal ein Meister werden will“ (Milkau 1933, 642).<sup>38</sup>

---

<sup>37</sup> Der Vollständigkeit halber ist auf das einzugehen, was sich aus dem Aufsatz über Geigers weltanschaulichen Hintergrund herauslesen lässt. Seine Kritik an den Reglementierungen des Beamtentums scheint keineswegs einem grundsätzlichen Misstrauen gegenüber staatlichen Einflüssen zu entspringen. Vielmehr benennt er den so genannten „Berufsstaat“ Karl Christian Plancks als sein gesellschaftspolitisches Ideal: „Was ist der Grundgedanke dieses Berufsstaates? Daß jeder Bürger des Staates einen Beruf haben muß, der dem Ganzen dient und dass jede Berufsarbeit darauf zu prüfen und darnach zu werten ist, ob und wie viel sie für das allgemeine Beste von Wert ist. Im Planckschen Berufsstaat soll der Eigennutz als der größte Feind der Volksgemeinschaft überwunden und ausgetilgt [!] werden“ (Geiger 1920, 239). Einen so gekennzeichneten Radikal-Utilitarismus empfiehlt Geiger als „echten Sozialismus“ (ebd.)

<sup>38</sup> Gemeint ist freilich ausschließlich der *Buchinhalt* und nicht etwa „[d]ie Freude am schönen Druck, am kostbaren Einband, am künstlerischen Buchdruck – das alles sind Neigungen, die [dem Bibliothekar] wohl anstehen werden, nicht aber da sein müssen“ (Milkau 1933, 641). Was zählt, ist laut Milkau „die schlichte sozusagen selbstverständliche Liebe zum Buch, die Liebe dessen, der es einmal tief im Innersten gespürt hat und es nun, gleichviel ob bewusst oder unbewusst, als dauernden Besitz mit sich trägt, welche Wunder

Dennoch ertönt auch hier – wie bei Schulze, Geiger, Reinhold und Fücksel – die Forderung, der Staat möge sicherstellen, dass der wissenschaftliche Bibliothekar seinem Namen wieder gerecht werden kann:

Die Einführung des mittleren Dienstes (1909-1911) hat den wissenschaftlichen Bibliothekar von einer Fülle Kleinarbeit befreit. Aber es bleibt noch genug davon übrig, um jeden Versuch zu rechtfertigen, der geeignet scheint, die ermüdende und abstumpfende Wirkung dieser Beschäftigung abzuschwächen. Es ist einmal so, daß die bibliothekarische Leistung sich aus unendlichen Massen kleiner und kleinster Arbeiten zusammensetzt, die, eine jede für sich, Kenntnisse und Blick und Takt erfordern, aber doch ohne inneren Zusammenhang sich aneinanderreihen, in jedem Augenblick abgebrochen und wieder aufgenommen werden können und nur selten die geistigen Kräfte zu der nachhaltigen Konzentration aufrufen, deren sie bedürfen, um frisch zu bleiben. Und alle Erfahrung spricht dafür, daß es ein wirksameres Gegengewicht nicht gibt als die wissenschaftliche Arbeit. Wie aber dazu kommen? Hier gibt es kein Reglementieren, hier muß der Staat sich damit begnügen, die Möglichkeit und die Gelegenheit zu schaffen. (ebd., 675)

Im Gegensatz zu manchem Zeitgenossen ist Milkau jedoch Realist genug zu erkennen, dass es nur „[h]ier und da [...] einem der Anwärter [gelingt,] seine Wissenschaft von der Universität in den Lebensberuf hinüberzuretten“ (ebd.). Anstatt eine wissenschaftliche Betätigung, etwa in Form regelmäßiger Publikationen, von seinen bibliothekarischen Kollegen dezidiert zu verlangen oder gar normativ zum Berufsideal zu erklären, gibt sich Milkau in diesem Punkt ganz liberal: „In unseren Bibliotheken gibt es viele Dienste und Arbeitsstätten genug, um die verschiedensten Geister in ersprißlicher Tätigkeit nebeneinander wirken zu lassen, sich selbst zur Befriedigung und der Bibliothek zum Heile“ (ebd., 677).

Ähnlich wohlwollend-paternalistisch muten auch die Aussagen Milkaus, der von Leyh (1961, 40) als „der Fürst“ bezeichnet wurde, zu anderen Personalfragen an. So sei etwa der neu geschaffene mittlere Beamte – ein „Helfer, der [dem wissenschaftlichen Bibliothekar] erst den Kopf und die Hände frei gemacht hat für jede höhere Leistung“ (Milkau 1933, 679) – als eine ausgesprochene „Stärkung der bibliothekarischen Kraft“ anzusehen (ebd.). Dass hier vor allem von *Beamtinnen* die Rede ist, erkennt Milkau an; er begrüßt ausdrücklich den Umstand, dass „[m]it dem Einzug der Frauen [...] unsere Bibliotheken ein freundlicheres Gesicht bekommen [haben]“ (ebd., 684).<sup>39</sup>

---

im Buch beschlossen sind: das unerforschliche Geheimnis der menschlichen Sprache, die Sichtbarmachung des Wortes im Bilde, die Loslösung des Lautes und die Weiterbildung zum Buchstaben und zur Schrift, die den Gedanken über Länder und Meere durch die Jahrhunderte trägt“ (ebd., 641-642).

<sup>39</sup> Mehr als fragwürdig, sei es der Zeit geschuldet oder nicht, sind Milkaus weitere Ausführungen unter der Überschrift „Die Frau in der Bibliothek“: „Und damit haben wir auch gleich den Grund für die Erscheinung, daß männliche Bewerber sich [für den mittleren Dienst] kaum einstellen – welcher Vater hätte seinen Sohn einer so unsicheren und unbeaufsichtigten Laufbahn anvertrauen mögen? – , um so dichter dafür die weiblichen, denen diese freiere Art der Vorbereitung offenbar besser liegt und bei denen außerdem die Erlangung einer Lebensstellung eine weniger ausschlaggebende Rolle spielt (Milkau 1933, 684). Die chauvinistische Tradition setzte sich bei Leyh fort, der kundtat, dass Frauen sich im Bibliotheksgewerbe zwar „für die Überfülle der laufenden Ordnungsarbeiten vorzüglich eignen, aber außerstande sind, reinen Tisch zu schaffen“ (Leyh 1961, 111).

Auch für die „Subalternen“ (ebd., 680) hat Milkau ein gönnerhaftes Wort des Lobes zur Hand, sei es doch letztlich ihr Verdienst, „wenn die Maschine reibungslos ihren Gang geht“ (ebd., 687). Zwar könne, das gilt es festzuhalten, „nur einer die Verantwortung haben für die ganze Bibliothek, nur einer das Regiment“ (ebd., 678)<sup>40</sup>; anzustreben sei aber – ein überraschender Schwenk – eine delegative Form der Betriebsführung, bei der „Verantwortung und Befehlsgewalt“ (ebd.) auch von „mittleren Beamten“ wahrgenommen werden sollten. Die „Kameradschaft“ (ebd.) scheint hier das erklärte Ideal zu sein und zu einer solchen scheint Milkau seine Berufskollegen aller Laufbahnen auch ermuntern zu wollen, wenn er ihnen in das bibliothekarische Stammbuch schreibt:

Einer für alle und alle für einen! Vertrauen um Vertrauen, Liebe um Liebe, Treue um Treue! Wo das gilt, da wird es gut um das Haus stehen.<sup>41</sup>

---

<sup>40</sup> Milkau, der mit Vorliebe militaristische Metaphern verwendet und überhaupt eher autoritäre Ansichten pflegt, fährt fort: „Das matte Primus inter pares mag gut sein für eine Akademie oder für einen geselligen Klub“ (Milkau 1933, 678). Ganz ähnlich fällt übrigens wiederum Leyhs Einschätzung zur selben Thematik aus. Dieser bekundet, dass „der Vorgesetzte exemplarischer Ordnung“ eine „von Haus aus gebietende Natur sei“ (Leyh 1961, 40), spricht von „störendem Dualismus“ (ebd.) und berichtet bewundernd über Ritschl, der „in Bonn eine Art milder Tyrannis“ ausgeübt habe, was ihm aber „eine große Schar begeisterter Schüler“ gewonnen habe (ebd.). Der Versuch, solcher „Tyrannis“ ein menschliches Gesicht zu geben, sieht dann so aus: „Milkau kannte jede alte Putzfrau persönlich und schenkte ihr im raschen Vorübergehen einen freundlichen Blick“ (ebd., 41).

<sup>41</sup> Die NS-Zeit wird im Folgenden nicht bewusst übergangen, gibt aber für die Berufsbilddebatte wenig her, was angesichts des Klimas der Angst, das mit den vorgenommenen Maßnahmen zur personellen „Gleichschaltung“ verbunden gewesen sein muss, sowie der Einschränkung der freien Meinungsäußerung in den Jahren 1933-45 auch wenig verwundern kann. Einen Überblick über den Forschungsstand zu dieser Thematik bietet Koch 2003.

### **3.2 PRAXIS UND POLYHISTORIE: DIE LEHREN DES HERRN LEYH**

Als wahrscheinlich „notorischster“ Berufsbildtheoretiker des 20. Jahrhunderts muss der langjährige Tübinger Bibliotheksdirektor Georg Leyh (1877-1968) gelten, dessen Name nun auch bereits des Öfteren gefallen ist.<sup>42</sup> Unter Leyhs Schriften thematisch besonders einschlägig sind der Aufsatz „Die Bildung des Bibliothekars“ von 1952 sowie insbesondere das über 100 Seiten umfassende Kapitel „Der Bibliothekar und sein Beruf“ im 2. Band („Bibliotheksverwaltung“) des *Handbuchs der Bibliothekswissenschaft* (1961 [1958]), als dessen Herausgeber er in der Nachfolge Milkaus fungierte.

In erstgenannter Publikation knüpft Leyh an eine uns inzwischen recht vertraute Tradition an und benennt gleich zu Beginn, noch bevor er sich tatsächlich dem Thema „Bildung“ widmet, eine Reihe von Charaktereigenschaften, die nach seinem Verständnis einen guten Bibliothekar ausmachen und „vielleicht noch mehr ins Gewicht [fallen] als die rein wissenschaftlichen Qualitäten“ (Leyh 1952, 11) – darunter zum Beispiel „ein ungewöhnliches Mass von Konzentrationsfähigkeit und Entschlusskraft, um den andrängenden Bücherfluten Herr zu werden“, eine „humane Haltung“, „ein vollgerütteltes Mass von gesundem Menschenverstand“ und nicht zuletzt eine „Ordnungsliebe, ohne die alles nichts ist“ (alles ebd.). Überhaupt: die Liebe zur Ordnung. Von Ebert und Schrettinger bereits gepriesen und von Leyhs Zeitgenossen Geiger zur „bibliothekarischen Kardinalstugend“<sup>43</sup> verklärt (vgl. Geiger 1920, 238), findet sie nun endgültig ihren engagiertesten Anwalt:

Ordnungsliebe ist keine subalterne Eigenschaft, sie bildet vielmehr die Voraussetzung für jede erfolgreiche Arbeit. *Ohne Ordnung ist alles nichts* (LICHTENBERG). *Des Weisen Amt ist ordnen*. [...] Dürer, Bach, Lessing, Goethe, Bismarck waren Männer der Ordnung. [...] Das Bedürfnis nach Ordnung liegt in der Natur jedes denkenden Menschen. Ganze wissenschaftliche Disziplinen, wie die beschreibenden Naturwissenschaften, sind Ordnungswissenschaften. Die Grundlagen der Architektur, der Musik als der geistigsten aller Künste, sind Maß und Ordnung. Bei der Fülle der kleinen, in sich nicht zusammenhängenden Objekte kommt in den Bibliotheken dem Sinn für Ordnung eine überragende Bedeutung zu. (Leyh 1961, 33)

Trotz der zentralen Bedeutung des Ordnungsprinzips, macht jedoch, wie gesehen, ein ausgeprägter Ordnungssinn alleine für Leyh aus einem Hochschulabsolventen noch lange

---

<sup>42</sup> In besagtem Amt war Leyh (fast direkter) Nachfolger Karl Geigers. Ferner war Leyh zeitweilig Herausgeber des *Zentralblatts* sowie seit 1935 VDB-Vorsitzender, „doch mußte er bereits 1937 wegen einer Gratulation für einen 80jährigen jüd. Fachkollegen zurücktreten“ (Gebhardt 1985, 435).

<sup>43</sup> Milkau hingegen benennt als solche die Zuverlässigkeit (vgl. Milkau 1933, 688), konstatiert jedoch an anderer Stelle durchaus einsichtig: „Ein helles Auge, ein gutes Gedächtnis, Ordnungssinn und wie die Gottesgaben alle heißen, die die bibliothekarischen Lehrbücher seit Olims Zeiten treuherzig aufzählen, sie werden dem Bibliothekar gut tun, ohne Zweifel, aber welchem Beruf nicht? Und wenn wir zugeben, daß es möglich wäre, die dem Bibliothekar notwendigen spezifischen Begabungen oder Eigenschaften aus dem Kreis seiner Berufsinteressen sauber zu abstrahieren, wer wollte sie dem jungen Anwärter zuerkennen oder absprechen?“ (ebd., 647).

keinen geeigneten Bibliotheksanwärter. Im *Handbuch* ergänzt er seine Anforderungsliste aus der „Bildung“ um folgende Eigenschaften: Tüchtigkeit, Entschlusskraft, Präzision, Beharrlichkeit sowie „Werkverstand“ (vgl. ebd., 32 ff.). Erneut findet sich hier auch der „gesunde Menschenverstand“, der laut Leyh „bei den einfachen Handwerkern oft häufiger anzutreffen ist als bei den Gelehrten, die sich an den Schreibtischen nicht selten überspitzte Ordnungen um ihrer selbst willen ausdenken“ (ebd., 33).

Um mit Geiger zu sprechen: Hiermit blicken wir der Leyhschen Weltanschauung nun „erst recht ins Herz“ (op. cit.) – namentlich seiner immer wieder wortreich bekundeten Vorliebe für alles „Praktische“. „Der Prüfstein für alle Theorie ist die Praxis“, heißt es zum Beispiel bezüglich der Ausbildungsthematik auf S. 21 von Leyhs *Handbuch*-Beitrag (Leyh 1961), nur 9 Seiten weiter in leichter Abwandlung: „Der Prüfstein für alle Theorien ist das Leben selbst“ (ebd., 30), später schließlich lakonisch „Schwimmen lernt man im Wasser“ (ebd., 76). Leyhs grundsätzliche Position in der Berufsbilddebatte schließt sich nahtlos an und lässt sich bereits leicht erahnen, wenn man ihn in der „Bildung“ über die „den Bibliothekaren stets eigentümliche[] Gefahr der Projektenmacherei“ schimpfen „hört“ (Leyh 1952, 11). Im *Handbuch* gesteht er zwar ein, dass der bibliothekarische „ein vielgestaltiger, problematischer Beruf“ sei (Leyh 1961, 83); dennoch hat er wenig Geduld mit jenen unter seinen Kollegen, die daraus die eigentlich ja nur folgerichtige Konsequenz ziehen, das bibliothekarische Dasein und seine Bedingtheiten kritisch zu hinterfragen und gegebenenfalls auch nach Reformen zu rufen:

Jede lebensstüchtige, elastische Natur wurde mit der Problematik, die in keinem in der Entwicklung befindlichen Beruf fehlt, von sich aus fertig. [... D]ie bibliothekarischen Aufgaben fangen erst dann an, kompliziert und in gefährlichem Sinn problematisch zu werden, wenn von Haus aus problematische Naturen, denen keine Lebenslage je genügen wird, anfangen, sie zu zerreden. Für lebensstüchtige Naturen, sobald sie gelernt haben, auch die Arbeit des Tages in den großen Zusammenhängen zu sehen, wie sie die Geschichte aufzeigt, ist an den Bibliotheken ein weites Feld beglückender Tätigkeit geöffnet. (ebd., 106-107)

Ganz ähnlich wie 150 Jahre vor ihm F. A. Ebert sieht Leyh im Bibliothekar-Sein eine „große und voll befriedigende Lebensaufgabe“ (ebd., 106), schließlich werde dem Bibliothekar als Lohn für die Mühen des Tages „das beglückende Gefühl der berufstreuen Pflichterfüllung zuteil“ (ebd., 87). Problematisieren und „Zerreden“ ist in einer solchen Idylle der „Lebensstüchtigkeit“ fehl am Platze und wird von Leyh dementsprechend ungern gesehen. Der logische Umkehrschluss „Idealisierung der Praxis – Verdammung der Theorie“ manifestiert sich bei ihm in zahlreichen abwertenden Attributen, mit denen vermeintlich allzu theorielastige Herangehensweisen an das Bibliothekswesen versehen werden:

„[D]ie Deutung der Berufsaufgaben und die Lösung der Spannungen“ seien „nicht in den Wolken [zu] suchen, sondern auf dem Boden der Wirklichkeit“ (ebd., 81)

Anstelle von „überspitzten Ordnungen“, „superklugen Erfindung unnützeſter Art“<sup>44</sup> und einem „fehlgeleiteten Scharfsinn der Bibliothekare“ seien vielmehr eine „Einfachheit des Denkens“ und ein „Verständnis für das Technische“ sowie die Fähigkeiten eines „Geschäftsmannes“ vonnöten (ebd., 32-35, 39)

„[I]mmer feiner gegliederte Realkataloge und systematische Aufstellung“ führten nur zu „Verwirrung“ und seien eine „Scheinwissenschaft“ (ebd., 103)

Bei der „Frage der habilitierten Bibliothekare“ handle es sich um „eine Sublimierung im Zusammenhang mit der bibliothekarischen Berufsarbeit“ (ebd., 72)

Anstatt sich einer „Erneuerung in der Praxis“ zu widmen, ergehe man sich in „zweifelhaften theoretischen Erörterungen“ (ebd., 74)

„[P]hilosophische Spekulationen über die Ideen der Bibliothek verfehlen ihr Ziel“ (ebd., 93-94)

Die letztgenannten Statements sind sicherlich auch auf die Bibliothekswissenschaft gemünzt, die ja bereits mehrfach, zuletzt 1928-34 von Milkau in Berlin (vgl. Buder 1994, 511), als eine eigene universitäre Disziplin zu etablieren versucht worden war. Leyh nennt Ferdinand Eichlers Ansätze zu einer theoretischen Fundierung der Bibliothekswissenschaft gegen Ende des 19. Jahrhunderts „hochgesteigerte Programme“ und „wirklichkeitsfremde Höhenwege“ (Leyh 1961, 75), das Milkausche Curriculum am Bibliothekswissenschaftlichen Institut ist ihm ebenfalls „zu überzäumt“ (ebd., 27). Ferner ist in diesem Zusammenhang die Rede von der „üblichen deutschen Verschulung“ (ebd., 77) und – durchaus zukunftsweisend, wie das folgende Kapitel zeigen wird – von der Bibliothekswissenschaft als einem „Konglomerat von Disziplinen“, dem freilich „im Ganzen der eigentliche Kern, der innere Zusammenhang fehlt“ (ebd.). Leyhs abschließendes Machtwort zu dieser Fragestellung ist so ernüchternd wie bezeichnend: „Bibliothekskunde gewinnt nur in der praktischen Unterweisung einen Wert, sie ist aber kein Gegenstand wissenschaftlicher Forschung; dazu sind die Themata zu einfach“ (ebd., 78).

Kaum zu überraschen vermag daher auch seine Einschätzung, dass es sich beim bibliothekarischen um einen „weitgehend praktischen Beruf“ handle (ebd., 30). Diesem Grundsatz habe auch die Ausbildung zu folgen:

Die erste aller Aufgaben ist es, Bibliothekare heranzubilden für die Bibliotheken, aber nicht für eine Kulturpolitik ins Blaue hinein. Der Schwerpunkt ist nicht im Bereich idealer Forderungen, sondern auf dem rauhen Boden der Wirklichkeit zu suchen, und da hat es als oberster Grundsatz zu gelten, dass die Praxis des Tages, das *aliis inserviendo consumidor*, allem anderen vorangeht. Daher kann aber auch nur der als glaubwürdiger Reformator auftreten, der durch eine erfolgreiche Praxis bereits ausgewiesen ist. Phantasiereiche Vorschläge haben [...] für die Festlegung der grundsätzlichen Aufgaben der Bibliotheken [keinerlei] Bedeutung. (Leyh 1952, 15)

Wir halten fest: Eberts Wahlspruch „*aliis inserviendo consumidor*“ hat überlebt und wird nun, in der Nachkriegszeit, vom wahrscheinlich renommiertesten Bibliothekar Deutschlands



verfochten. Die „Praxis des Tages“, insbesondere die Benutzung, hat absolute Priorität, „[i]m Dienen und Helfen muß jeder Bibliothekar sein oberstes Gesetz erblicken“ (Leyh 1961, 38).

Wenn es um den Themenkomplex der Wissenschaftlichkeit der konkreten *Berufsausübung* geht, um die zentrale Frage der Berufsbilddebatte also, fährt Leyh hingegen einen unerwartet versöhnlichen Kurs. Bibliothekarische „Praxis“ besteht für ihn eben nicht, wie man nach dem bisher Zitierten annehmen könnte, nur aus Verwaltungstätigkeit, sondern die wissenschaftliche Komponente kommt ganz selbstverständlich ebenfalls zur Geltung. Zwar habe „die Verwaltungsarbeit unter allen Umständen den Vorrang“ (ebd., 67), aber:

Der Bibliothekar ist Verwaltungsbeamter, ohne auf gelehrte Haltung und Betätigung verzichten zu dürfen. Ein Spannungsverhältnis zwischen Verwaltungsaufgaben und wissenschaftlicher Arbeit ist von vornherein gegeben. Das eigentliche bibliothekarische Problem besteht darin, die beiden Accente richtig zu verteilen und harmonisch auszugleichen. (Leyh 1952, 11)<sup>44</sup>

Für Leyh steht somit fest, dass beide „Accente“ in die Bibliotheksarbeit zu integrieren seien. Man brauche zwei verschiedene Typen von wissenschaftlichen Bibliothekaren – den „Verwaltungspraktiker“ und den „Gelehrten“ (vgl. ebd., 15). Wissenschaftlich-bibliothekarische Betätigung liege schließlich „im öffentlichen Interesse“ (Leyh 1961, 37), wenn auch „noch nicht alle vorgesetzten Behörden die Einsicht dafür auf[bringen], dass die wissenschaftliche Arbeit der Bibliothekare weit davon entfernt ist, eine persönliche Liebhaberei zu sein“ (ebd., 93).<sup>45</sup>

Der Schwerpunkt dieser „wissenschaftlichen Arbeit“ liegt für Leyh vor allem in der Erwerbung, dem „wichtigsten Kapitel der Tätigkeit einer Bibliothek“ (ebd., 61):

[D]er Aufbau der Bücherbestände [nimmt] den vordersten Rang ein. Der Wert jeder Bibliothek wird an dem Reichtum ihrer mit wohlervogenem Urteil ausgewählten Bestände gemessen [...] Der Akzessionsbeamte [...] hat das verantwortungsvollste Amt in seiner Hand. (ebd., 83)

---

<sup>44</sup> Leyhs Haltung in der Frage Wissenschaft vs. Verwaltung muss vermutlich sogar eher als widersprüchlich denn als „versöhnlich“ (s. o.) bezeichnet werden. Im Gegensatz zum bekundeten „Vorrang“ der Verwaltungsarbeit (op. cit.) stehen Aussagen wie die folgende: „[D]ie geordnete Verwaltung ist unentbehrlich, aber sie steht an zweiter Stelle“ (Leyh 1961, 83). Insgesamt überwiegen aber Stellungnahmen zugunsten eines Primats der Verwaltungstätigkeit.

<sup>45</sup> Hierbei handelt es sich für Leyh sozusagen um ein „Totschlagargument“, das es unbedingt zu entschärfen gilt. Mehrfach zitiert er in seinem *Handbuch*-Aufsatz in diesem Zusammenhang den von ihm sehr verehrten Goethe, dessen „Urteilen [...] über das Bibliothekswesen die größte Bedeutung zu[komme]“ (Leyh 1961, 39). Feste Dienststunden etwa seien unbedingt einzuhalten – als Signal dafür, dass, wie schon es Goethe forderte, die Bibliothek keineswegs „zum Privatspaß der Bibliothekare werde“ (ebd., 41). Auf S. 31 ff. formuliert Leyh nachgerade einen „Kult des Schaffens“ („Auch für den Bibliothekar erfüllt sich der Sinn und Zweck des Lebens nur im Handeln“, ebd., 31), welcher teilweise fast schon masochistische Züge aufweist. Auch hier gilt Goethe mit folgendem ihm zugeschriebenen Ausspruch als wichtigster historischer Gewährsmann: „Es ist ganz falsch, den Beruf so gestalten zu wollen, dass er aufhört, eine Plage zu sein und nur noch Pläsier ist“ (ebd., 32).

Daran, dass es sich bei der so eminent wichtigen Erwerbung um eine ausgesprochen wissenschaftliche Tätigkeit handelt, besteht für Leyh keinerlei Zweifel. In ihr offenbare sich die „kritische Leistung eines Bibliothekars“ (ebd., 76) – ja, die „jahrelange sorgfältige Pflege eines großen Wissenschaftsgebietes“ gilt ihm sogar als „schöpferisches“ Verdienst (ebd., 74). Der gelehrte Bibliothekar habe „seinen Beruf als wissenschaftliches Bildungsmittel zu empfinden und auszugestalten [...] Wissenschaftliche Aufgaben liegen in Fülle vor und schon die ununterbrochene Büchernähe fordert zur Arbeit auf“ (ebd., 88). Eine „enge Fühlung“ mit der Wissenschaft (ebd., 89), sei es in Form persönlicher Kontakte oder aber mittels einer fundierten Kenntnis der fachlichen Literatur, sei unentbehrlich, um dem „verantwortungsvollen Amt“ des Bestandaufbaus erfolgreich gerecht zu werden:

Schon die Arbeit des Tages wickelt sich leichter ab, wenn der Bibliothekar auf der gleichen Ebene seinen qualifizierten Benutzern begegnet und ihre literarischen Bedürfnisse versteht. Für den unmittelbaren Nutzen beim Aufbau der Bestände, bei der Einrichtung der Fachkataloge und der fachlichen Beratung bedarf es keiner Worte. Der Bibliothekar hat aber auch einen persönlichen Gewinn, wenn er sich daran gewöhnt, über seine Arbeit nachzudenken und sie in einem größeren Zusammenhang zu sehen. (ebd.)<sup>46</sup>

Bei aller „engen Fühlung auf der gleichen Ebene“ möchte Leyh jedoch die Erwerbung klar als spezifisch bibliothekarisches Terrain abstecken. Sie zähle eindeutig zu den Aufgaben, „die niemand besser lösen kann als der Bibliothekar“ (ebd., 37); allein dieser sei somit zuständig für die Qualität des Bestandes. Eine zu große Einflussnahme der Professoren auf Erwerbungsentscheidungen gelte es zurückzuweisen, denn „[a]usschließlich fremde Urteile“ würden die Akzessionstätigkeit „zu einer unselbständigen büromäßigen Aufgabe erniedrigen“ (ebd., 100). Durch sein akademisches Studium sei der Bibliothekar wissenschaftlicher Ausprägung sehr wohl als „Kenner der Literaturen [und] der Methoden der wissenschaftlichen Arbeit“ ausgewiesen (ebd., 57) und bringe durch seine zusätzliche bibliothekarische Ausbildung (als einziger) die idealen Voraussetzungen für das Erwerbungsgeschäft mit.<sup>47</sup>

Das Monopol auf die Erwerbung wird bei Leyh erkaufte mittels einer weiteren Abgrenzungsgeste, die jedoch für die Bibliothekare negativ ausfällt, weil sie, ganz im Sinne

---

<sup>46</sup> Erneut ist einschränkend zu ergänzen, dass Leyh bei aller Betonung der Wissenschaftlichkeit des bibliothekarischen Handelns stets Wert auf die Feststellung legt, dass dieses in einer „inneren Verbindung“ zu Verwaltungstätigkeiten stehe (vgl. Leyh 1961, 86). So genannte „mechanische“ Arbeiten wie die Katalogisierung seien „nun einmal mit der bibliothekarischen Tätigkeit unlöslich verbunden“ (ebd.) und außerdem auch nur scheinbar Routineaufgaben, vor denen wissenschaftliche Bibliothekare keine „Scheu“ haben sollten (ebd.): „Die Befreiung der akademischen Bibliothekare von der Handarbeit hat das vernünftige Maß jetzt bereits überschritten. Vernunft wird Unsinn“ (ebd.).

<sup>47</sup> ... übrigens im Gegensatz zum „mittleren Beamten“. Auf offenbar seit den 40er Jahren, unter anderem durch Helmut Deckert, geäußerte Einschätzungen hinsichtlich einer „Überflüssigkeit“ des wissenschaftlichen Bibliothekars (der durch den Diplom-Bibliothekar zur Gänze ersetzbar sei) reagiert Leyh denn auch erwartungsgemäß abschlägig (vgl. Leyh 1961, 57).

Eberts, einem Verbot gleichkommt: Eine weiter- und über die Beschäftigung mit der potenziell zu beschaffenden Literatur hinausgehende wissenschaftliche Betätigung ist für Leyh kategorisch tabu – da hier die Grenze zur Domäne der Professoren ungebührlich überschritten würde. Dies gelte sowohl für eine Habilitation von Bibliothekaren als auch generell für eine Beteiligung am Vorlesungsbetrieb der Universität, was nämlich zwangsläufig zu einer Vernachlässigung des bibliothekarischen Kerngeschäfts führen müsse (vgl. ebd., 55 ff.; 72 ff.). Auch gelte es für anspruchsvolle wissenschaftliche Publikationen wie „räsonierende Bibliographien“, welche „Sachkennern von Rang“ (ebd., 72) vorbehalten bleiben müssten. Es sei ganz „vermessen, anzunehmen, daß die Bibliothekare der Zukunft einmal den Fachgelehrten auf diesem Feld der Literärgeschichte ersetzen werden, sobald ihnen nur die drückende Last der Tagesarbeit abgenommen werde“ (ebd. 92). Nur wenn die jeweiligen Kompetenzbereiche eindeutig umrissen blieben, so lässt sich Leyh interpretieren, könne man auch „das Vertrauen, das der spezialisierte Gelehrte dem [...] Bibliothekar entgegenbringt“ aufrechterhalten (ebd., 52). Nur so, mithilfe einer Abgrenzung sowohl von den Professoren als auch innerbibliothekarisch, lässt sich für ihn auch der eigene Berufsstand legitimieren (vgl. Jochum 2000, 250).<sup>48</sup>

Die ideale Form der Arbeitsverteilung innerhalb des „gelehrten“ (im Gegensatz zum „verwaltungsorientierten“) wissenschaftlichen Bibliothekarsbeamtenstab ist für Leyh das Fachreferentensystem<sup>49</sup>, wie es zu seiner Zeit bereits gang und gäbe war:

Der wissenschaftliche Dienst ist heute charakterisiert durch ein ausgebildetes Fachreferatssystem, das seinen Schwerpunkt im Aufbau des Bücherbestandes hat und mit den persönlichen Qualitäten seiner Vertreter steht und fällt. Da dieses System in der Natur der Sache liegt, lassen sich die Vorstufen historisch weit zurückverfolgen. Schon Heyne war darauf stolz, dass im Beamtenkörper der Göttinger Bibliothek die drei großen Kulturkreise vertreten waren. Auch das Münchener Statut von 1811 gehört in diesen Zusammenhang. [...] Es lag nicht an der Abneigung der Oberbibliothekare, sondern an dem mangelnden Berufsgefühl des diffusen Beamtenkörpers, wenn sich diese fortschrittliche Geschäftsform

---

<sup>48</sup> Ähnlich wie Ebert scheint auch Leyh den Wissenschaftlern, denen er andererseits doch zu „dienen und helfen“ gelobt (op. cit.), zu grollen, wie etliche seiner Bemerkungen nahe legen: Bei den Fachgelehrten handele es sich durchweg um „kurzsichtige [...] Spezialist[en]“ (Leyh 1961, 84), die sich „bewußt einseitig“ und „gar nicht geschäftskundig“ verhielten (ebd., 53) und sich ferner durch „ein starkes Machtbewußtsein, eine Lust zu regieren“ auszeichneten (ebd.). Als besonderes Kennzeichen dieser Spezies gilt ihm ein Hang zu völlig wirklichkeitsfremden Anregungen bezüglich der betrieblichen Organisation der Bibliotheken. Letztere „würden in chaotische Zustände geführt worden sein, wenn alle Gelehrtenvorschläge zur Verbesserung der Verwaltungen befolgt worden wären“ (ebd., 54). Als recht amüsante Beispiele nennt Leyh unter anderem Wilhelm Diltheys Forderung einer „Neuverteilung des ganzen deutschen Handschriftenbesitzes [...] unter dem Gesichtspunkt der lokalen Mittelpunkte der literarischen Epochen“ (ebd., 53) sowie scheinbar regelmäßig vorgetragene Wünsche nach einer kompletten Revision der Katalogisierung bzw. Buchaufstellung (vgl. ebd., 53-54).

<sup>49</sup> Leider lässt sich schlecht nachvollziehen, wann sich das Fachreferatssystem in Deutschland flächendeckend durchgesetzt hat. Kurt Ohly benennt als diesbezüglichen Vorreiter die Preußische Staatsbibliothek unter Adolf von Harnack, der dort – ein Indiz für die zeitliche Einordnung – im Jahre 1905 zum Generaldirektor berufen wurde (vgl. Ohly 1962, 31 f.).

nicht durchgesetzt hat. In den Anfängen der preußischen Reformzeit der siebziger Jahre waren Steffenhagen und Wilmanns bemüht, im Beamtenkörper der Universitätsbibliotheken alle Fakultäten vertreten zu sehen, was sich aber nie ganz erreichen ließ. (Leyh 1961, 48-49)

Die Fachreferatssystem liegt für Leyh also „in der Natur der Sache“; er hält es, gerade auch im Vergleich mit dem amerikanischen Bibliothekswesen, für eine „vorbildliche Einrichtung“ (ebd., 111). Explizit begrüßt er den Umstand, dass etwa an der Universitätsbibliothek in Wien die betreffenden Beamten nunmehr „nur noch verantwortlich für die Bücherauswahl, die Sacherschließung und die Leserberatung“ sind (ebd., 50): den klassischen Kanon der Fachreferatsaufgaben, wie er auch heute noch, erweitert zum Beispiel um konzeptuelle Projektstätigkeiten, Geltung hat. Die Arbeit als Fachreferent führe, so Leyh, den Bibliothekar „wieder in die Nähe oder in den Kern seiner alten Universitätswissenschaft“, womit er „als homo sui generis seinen klar umrissenen Standort in der Organisation der wissenschaftlichen Arbeit“ erlange (ebd., 106).<sup>50</sup>

Im Hinblick auf einen anderen, durchaus zentralen Aspekt der Leyhschen Lehre können diese Stellungnahmen nur überraschen. Gemeint ist seine Haltung in der Frage der Ausbildung der wissenschaftlichen Bibliothekare, die völlig überschattet wird vom Konzept der Polyhistorie – einer akademischen „Allgemein-Bildung“ also, die gerade nicht auf fachwissenschaftliche Expertise abhebt, sondern, in Leyhs eigenen Worten, den „inneren Zusammenhang aller Wissenschaften“ betont (Leyh 1952, 16). Von Jochum wird ihm denn auch prompt und reflexhaft bescheinigt, „den enzyklopädischen Bildungskanon Eberts“ aufzurufen, „durch den ein Bibliothekar über dem Spezialistentum stehe und in diesem Darüberstehen allererst zum Bibliothekar werde“ (Jochum 2000, 250).<sup>51</sup> Die Tendenzen, die einer solchen Beurteilung zugrunde liegen, sind zweifellos gegeben, nicht zuletzt auch die häufig artikulierte Verachtung des Spezialistentums. Selbst in die Falle einer Idealisierung oder Überhöhung des Bibliothekartums (à la Ebert, à la Geiger) tappt Leyh mitunter; zum Beispiel, wenn er dem Bibliothekar eine von anderen unerreichte „Kunst des Lesens“ attestiert (Leyh 1961, 100) oder wenn er ihn einen „geistigen Mann“ nennt, der „mehr als ein Fachgelehrter“ sein müsse (ebd., 63; meine Herv.). Wie kann Leyh aber gleichzeitig das auf Spezialisierung beruhende Fachreferatssystem gutheißen?

Der vordergründige Widerspruch lässt sich auflösen, indem man aus dem „Entweder-oder“ ein „Sowohl-als-auch“ macht. Der wissenschaftliche Bibliothekar müsse „nach

---

<sup>50</sup> Vgl. hierzu Kapitel 4.

<sup>51</sup> Jochums darauf folgender Satz, der das Ausgesagte relativiert bzw. korrigiert, soll allerdings nicht unterschlagen werden: „Freilich: anstatt eines ungebrochenen Glaubens an eine universelle Bildung findet sich bei Leyh ein tragisch-heroischer Gestus, der aus der Spannung zwischen geforderter bibliothekarischer Bildung und bildungslosem bibliothekarischem Alltag resultiert“ (Jochum 2000, 250).

deutscher Auffassung“ (ebd., 99) eigentlich alles beherrschen: Spezialkenntnisse in seinem ursprünglichen Studienfach „reich[en ...] nicht aus, es wird von ihm vielmehr [*auch*] ein enzyklopädisches Interesse erwartet“ (ebd., 95). Erst letzteres allerdings, und hier liegt in der Tat eindeutig der Schwerpunkt Leyhs, macht den Bibliothekar zum Bibliothekar. Dieser unterliege geradezu einem „berufsmässigen Zwang zur Polyhistorie“ (Leyh 1952, 12), da eine solche Meta-Bildung schließlich auch von jeher mit ihm assoziiert und von ihm erwartet werde (vgl. Leyh 1961, 95 f.). Für „den“ Bibliothekar habe das durchaus keine lästige Verpflichtung darzustellen, es entspreche vielmehr seinen eigenen Neigungen: „Der geborene Bibliothekar fällt frühzeitig auf durch ein vielseitiges Wissensbedürfnis, er hat den Drang nach einer enzyklopädischen Bildung, das ist seine Eigenart, hier zeigt er sich als homo sui generis“ (ebd., 35).<sup>52</sup>

Auf die Auflistung eines Wissenskanons nach Ebertschem Vorbild verzichtet Leyh jedoch (dankenswerterweise) völlig. Ohnehin ist für ihn entscheidend, dass die als so bedeutsam proklamierte „Bildung des Bibliothekars“ – so, zur Erinnerung, der Titel seines einflussreichen Aufsatzes von 1952 – eine allgemeine „geistige Haltung“ (Leyh 1952, 9) darstelle, die es sich zu „erarbeiten“ statt nur „anzulesen“ (vgl. Leyh 1961, 97) und sodann „in lebendige Erfahrung“ umzusetzen gelte (ebd., 98). Als Ort der Aneignung einer solchen Bildung könnten daher auch Ausbildungsstätten, seien es bibliothekarische oder sonstige, nur sehr bedingt in Frage kommen:

Eine organisch gewachsene Bildung zu erwerben ist [...] keine Aufgabe der Universität oder gar einer Fachschule. Es handelt sich um eine geistige Gesamthaltung, die die Persönlichkeit bestimmt, und bei diesem Aspekt kann uns die übliche Ansicht über den Unwert des Dilettantismus nicht mehr schrecken. (ebd.)

Dies steht der Argumentation Eberts erkennbar sehr nahe: Die Bildung habe „organisch“ zu wachsen und bestimme die ganze Person als „Lebensaufgabe“ (vgl. ebd., 60, 95).<sup>53</sup> Der Begriff des „Dilettantismus“ ist für Leyh, historisch akkurat, positiv besetzt (vgl. ebd., 98 ff.) und wird zur Kennzeichnung eines wissenschaftlichen Generalismus’ verwendet. „Auf diesem Boden der Einheit in der Mannigfaltigkeit des Wissens“ habe auch der Bibliothekar

---

<sup>52</sup> Das geflügelte Wort vom Bibliothekar als „homo sui generis“, von Leyh besonders großzügig eingesetzt, geht laut Nikolaus Scholl auf das frühe 19. Jahrhundert, genauer: auf den Heidelberger Juraprofessor Zachariä, zurück und war von diesem offensichtlich eher abwertend intendiert (vgl. Scholl 1964, 164n56).

<sup>53</sup> Als rhetorischer Gegensatz zur „lebendigen“ Bildung dient Leyh das „tote Wissen“, das von der „überholte[n] Büchertitelwissenschaft des 18. Jahrhunderts“ produziert worden sei (Leyh 1961, 75): „Gedächtniswissen und Kenntnis von Büchertiteln ist totes Wissen, im besten Fall Gelehrsamkeit, aber keine Bildung“ (Leyh 1951, 17). Hier liegt ein signifikanter Unterschied zum ansonsten häufig imitierten Ebert vor, welcher ja den Bibliothekar zum „Localgedächtniss“ der Bibliothek erklärt hatte (Ebert 1958 [1820], 14). Allerdings hatte sich diese Konzeption mit der seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts einsetzenden „Literaturexplosion“ ohnehin längst erledigt (vgl. Jochum 1991, 52).

„seine wahre Heimat“ (Leyh 1952, 17), er stehe „nach seinen Aufgaben und Potenzen abgestuft“ inmitten der „glanzvollen Reihe der gelehrten Dilettanten“ (Leyh 1961, 99). Das Ideal von Leyhs romantisch-verklärter Konzeption, sicherlich hatte er hier nicht zuletzt wieder einmal Goethe im Sinn, scheint der geniale Alleskönner von Renaissance-haftem Format zu sein:

[D]er ganz große Universalgelehrte ist an sich eine seltene Erscheinung und wird sich für einen Verwaltungsberuf in den heutigen Ausmaßen, so fügen wir hinzu, schwerlich noch einer Bibliothek als einem Sammlungsinstitut zur Verfügung stellen, der hervorragende wissenschaftliche Spezialist aber ist grundsätzlich ungeeignet. So bleibt, gewissermaßen als Kompromiß, oder, vielleicht besser gesagt, als die goldene Mitte der Gelehrte mit enzyklopädischer Bildung. (ebd., 106)

Der wissenschaftliche Bibliothekar muss sich somit, um Leyhs hohen Ansprüchen zu genügen, gewaltig ins Zeug legen. Zwar gilt es, sich **polyhistorisches Wissen** zu erarbeiten, aber er muss sich andererseits davor in Acht nehmen, „ins Uferlose zu geraten und in einem Meer des Wissens zu versinken“ (ebd., 36) – vor dieser „Gefahr“, die vom vielen Lesen ausgehe, warnt Leyh mehrfach ausdrücklich, sei es unter dem Label der „wissenschaftlichen Zerstreuung, der gelehrten Müssiggängerei“ (Leyh 1952, 17) oder gar dem des „literarischen Nihilismus“ (ebd.). Geschützt werde der Bibliothekar vor diesen Berufsrisiken aber glücklicherweise durch seine wissenschaftliche Vorbildung, die ihm die nötigen „Kriterien“ vermittelt habe, um „eine Arbeit von echtem wissenschaftlichen Gehalt [...] von einer wortreichen, flüchtigen Kompilation“ unterscheiden zu können (Leyh 1961, 37) und somit zu einer Selektionsleistung befähige. Hier kommt also wiederum die andere Seite der Leyhschen Anforderungsmedaille zum Tragen: die der gleichsam unverzichtbaren Fachausbildung. Nur wenn bei Bibliothekaren beides gegeben ist, ein polyhistorisches Wissen und ein solides (mit einer Dissertation abgeschlossenes) Fachstudium, können diese die Personallandschaft der Bibliothek um die Komponente „echter Wissenschaft“ (ebd., 98) ergänzen. Nur wenn dies gegeben ist, können wiederum die Bibliotheken „der vornehmste äußere Träger der wissenschaftlichen Forschung“ (ebd., 93) und die „Hochburg[en] des Geistes“ (ebd., 88) bleiben, als die Leyh sie, aller Huldigung der Praxis und des Tagesgeschäfts zum Trotze, sieht.

### **3.3 ZWISCHEN HYSTERIE UND FATALISMUS: DIE „KONTROVERSE WIEDER-BUZÁS“**

Eine solche Maßlosigkeit der Ansprüche konnte auf Dauer nicht unwidersprochen bleiben. Schon Nikolaus Scholl, durchaus ein Anhänger Leyhs, konstatierte wenige Jahre nach Erscheinen der Neuausgabe des *Handbuchs*, dass dessen „überlieferte[] Vorstellungen von dem Wesen und der Aufgabe des bibliothekarischen Berufs heute nicht mehr allgemein verstanden und akzeptiert werden“ (Scholl 1964, 143), weil insbesondere das „polyhistorische Wissensideal [...] den Anforderungen des modernen Wissenschafts-betriebs nicht mehr gerecht [wird]“ (ebd., 168).<sup>54</sup> Margrit Bornhöft zufolge war Leyh denn auch gewissermaßen eines der letzten Exemplare einer aussterbenden bibliothekarischen Spezies:

Die Nachkriegsgeneration verteidigt weiter die Forderung einer polyhistorischen und enzyklopädischen Bildung des Bibliothekars. Diese Einstellung brachte ihr die Kritik ein, einen Standpunkt einzunehmen, der nicht mehr zeitgemäß ist. Karl Vossler meint dazu: „Das Ideal der allseitigen Bildung, das einst so frisch und ruhmreich erstrahlte, hat sich überlebt, und man muß schon, um ihm nachzuhängen, ein Bildungsphilister sein oder auch ein romantischer Gelehrter“. [...] Ludwig Brummel kritisiert Leyhs Ansicht [ebenfalls] und bezeichnet sie als den typisch überholten Standpunkt einer vergangenen Generation. (Bornhöft 1999, 55-56)

Noch aber dominierte diese Generation das deutsche Bibliothekswesen. Namhafte Vertreter waren, neben Leyh, zum Beispiel der langjährige Direktor der SUB Hamburg, Hermann Tiemann, und der Kölner Bibliotheksdirektor und Inkunabelforscher Rudolf Juchhoff. Beide, Tiemann wie Juchhoff, orientierten sich argumentativ sogar an der Tradition der „Kassandrarufer“ vom Beginn des 20. Jahrhunderts. So beklagt Juchhoff in seinem Vortrag „Der Bibliothekar in seiner Zeit“, gehalten auf dem Bibliothekartag 1957 in Lübeck, in altbekannter Manier das „Problem des Massenhaften“ ebenso wie das „Gerümpel[] unserer Tagesaufgaben“ (Juchhoff 1957, 151-152) – natürlich nur, um daraus Forderungen hinsichtlich der Bedingungen für bibliothekarisch-wissenschaftliche Arbeiten abzuleiten.<sup>55</sup>

---

<sup>54</sup> Zugleich verteidigt Scholl dieses Leyhsche Ideal allerdings und möchte dessen Ausführungen als komplex, aber konsistent verstanden wissen: „Es ist die Vorstellung vom Bibliothekar als einem wissenschaftlich gebildeten und wissenschaftlich tätigen Verwaltungsbeamten mit enzyklopädischen Neigungen. Dieses Ideal hat für Leyh ausgesprochen normativen Charakter, wie es schon aus dem Titel seiner Abhandlung hervorgeht (Beruf bzw. Bildung ‚des‘ Bibliothekars). Daß aber ein Ideal niemals vollkommen, sondern immer nur approximativ erreicht werden kann, ist eine Erkenntnis, die bereits Platon [...] ausgesprochen hat. Die Frage der Allgemeingültigkeit des Ideals wird dadurch in keiner Weise berührt“ (Scholl 1964, 191).

<sup>55</sup> Vgl. zum Beispiel die folgende Passage, die aufgrund ihres exemplarischen Charakters in Gänze wiedergegeben wird: „Es droht [dem Bibliothekar] aber in unserer Zeit eine Gefahr, nämlich in der Überforderung durch den Tagesbetrieb frühzeitig flügelahm zu werden, die Gefahr, daß er den Mut und die Ausdauer verliert, gelegentlich noch eine Untersuchung auf dem ihm vertrauten Fachgebiet oder im Bereich der bibliothekarischen Theorie oder Buchwissenschaft durchzuführen mit dem Ziel, nicht nur sein wissenschaftliches Handwerkszeug scharf zu halten oder sich die durch nichts anderes zu ersetzende Freude an einer gelungenen geistigen Übung zu verschaffen, sondern um die Gesichtspunkte und Maßstäbe in sich lebendig zu erhalten dafür, wie auf einem wissenschaftlichen Fachgebiet die Fülle der Literatur wirklich nutzbringend verwertet wird, und welche Einrichtungen an einer wissenschaftlichen Bibliothek

Als geeignetes Mittel der Betriebsorganisation erscheint Juchhoff, genau wie Leyh, das aus einem „Team von Fachkennern“ (ebd., 153) bestehende Fachreferatssystem, welches „so etwas wie eine Universitas litterarum im Sinne der Summe der Fakultäten“ darstellen solle (ebd., 162) und inzwischen, Ende der 50er Jahre, „wohl allgemein anerkannt, wenn leider auch nur in wenigen Fällen verwirklicht“ sei (ebd., 153).

Auch Tiemann kann getrost als „Kind der ersten Jahrhunderthälfte“ und Epigone des wirkmächtigeren Autors Leyh bewertet werden, wenngleich er sich wesentlich radikaler als letztgenannter für die Position der Wissenschaftlichkeit einsetzt, was sich zum Beispiel in einer anderen Sichtweise des Zeitalters der Professorenbibliothekare und seiner „inneren Vorzüge“ (Tiemann 1947, 141) oder aber auch in der Forderung nach einer aktiven Teilnahme am universitären Vorlesungsbetrieb niederschlägt, welche für den Bibliothekar einen „Quell [...] der Frische“ darstellen könne (ebd., 142).<sup>56</sup>

Ausgangspunkt für Tiemanns Rede auf einer Bibliothekartagung in Hamburg im Jahre 1946 ist die Frage, ob es in Zeiten des Wiederaufbaus nach dem soeben überstandenen Kriege nicht Dringenderes zu besprechen gäbe als ausgerechnet das Berufsbild des Bibliothekars.

Warum also heute das Thema aufgreifen? Haben wir nicht wichtigere Aufgaben? Wir glauben: nein. Neben und in der Erfüllung dessen, was die drängende Stunde an praktischem Tun unseres Dienstes von uns fordert (und das, haben wir gesehen, ist nicht wenig), muß die Besinnung stehen, die Besinnung auf den Grund und das Ziel der täglichen Arbeit. Aus ihr empfangen wir die schöpferische Kraft zu neuem und besserem Tun. (Tiemann 1947, 137)

Als „Grund und Ziel“ des bibliothekarischen Tuns wird von Tiemann im Folgenden natürlich unweigerlich die wissenschaftliche Arbeit benannt. Diese müsse der Bibliothekar, der „auch und stets Gelehrter ist“ (ebd., 141), als „Herzensanliegen und Verpflichtung“ auffassen (ebd., 142) und alleine deshalb schon betreiben, „um seinem Berufe treu zu sein. Nicht ein Flämmchen auf bescheidenem Hausaltar soll er nähren, sondern in heller Flamme der Wissenschaft selbst brennen. Erst dann weiß er [...] was es heißt, ‚wissenschaftlicher‘ Bibliothekar zu sein“ (ebd., 139).<sup>57</sup> Ansonsten – vom Lob der Polyhistorie und der „Belange des Ganzen“ (ebd., 143) über die Sublimierung des Prinzip des Dienens (vgl. ebd., 146) bis

---

zweckmäßigerweise zu treffen sind, um ihre Bestände dem wissenschaftlich Arbeitenden sachgemäß zu erschließen. Wir müssen die für die personelle Ausstattung unserer Bibliotheken verantwortlichen Stellen eindringlich bitten, dem deutschen Bibliothekar diese Möglichkeiten wissenschaftlicher Arbeit, sei es im dienstlichen Auftrag, sei es in einer nicht allzu karg bemessenen Freizeit, zu erhalten. Nur dann wird das geistige Kapital, das wir in die Ausbildung unseres Nachwuchses investieren, reiche Zinsen erwarten lassen“ (Juchhoff 1957, 168-169).

<sup>56</sup> Eine Anmerkung zur historischen Verortung: Zwar sind die beiden Texte Leyhs, aus denen bisher zitiert wurde, jüngeren Datums als der Vortrag Tiemanns. Leyh hatte sich jedoch schon seit Beginn der 30er Jahre mit Schriften wie „Kulturabbau und wissenschaftliche Bibliotheken“ (1932) in der Fachöffentlichkeit einen Namen gemacht, in denen er bereits ähnliche Positionen vertreten wie noch 1961 im *Handbuch*.

<sup>57</sup> Tiemann nimmt mit der Flammen-Metaphorik Bezug auf eine Formulierung Milkaus (vgl. Ohly 1962, 35).



zur Verdammung der „sogenannten Bibliothekswissenschaft“ (ebd., 140) – wandelt Tiemann ganz auf den Pfaden der „alten Schule“, während die folgende Bibliothekargeneration sich bereits recht kritisch an diesen, primär durch Leyh repräsentierten, Anschauungen abarbeiten sollte.<sup>58</sup>

So meldete sich im Jahre 1959, direkt „anknüpfend“ an den Vortrag Juchhoffs und auf den Tiemanns „mit Nachdruck“ verweisend (vgl. Wieder 1959, 132, 133n2), aus München (BSB) zunächst Joachim Wieder zu Wort, um sich – nochmals und in bisher ungeahnter Intensität und Ausdauer – mit den „Berufssorgen des wissenschaftlichen Bibliothekars“ (so der Titel seines in *Libri* erschienenen Aufsatzes) zu befassen. Etwaige Vorwürfe, die in Person von Ladislaus Buzás im Folgejahr auch tatsächlich erhoben werden sollten, versucht Wieder zu antizipieren und vorab zu entkräften, wenn er schreibt: „Wer von den Sorgen und der Problematik des bibliothekarischen Berufes handelt, muß gewärtig sein, dem Einwand zu begegnen, er sage nichts Neues und wiederhole nur alte Klagen“ (ebd., 140). Dies aber könne für ihn, mit Verlaub, keineswegs gelten, da die bibliothekarische „Dauerkrise“ im Laufe der Jahrzehnte noch erheblich „an Heftigkeit zugenommen“ habe und inzwischen gar drohe, „das Wesen des Berufes anzugreifen“ (ebd.), so dass eine „neue Beseelung und Verinnerlichung“ desselben (ebd., 133), wie sie ihm vorschwebt, im Grunde unumgänglich sei:

Arbeitsbelastung durch mechanisch-bürokratische Routinegeschäfte und innerberufliche Spannungen waren gewiß stets mehr oder weniger vorhanden. Aber der Gegenstand früherer Klagen will uns angesichts der besorgniserregenden Verhältnisse und Veränderungen unserer Tage fast wie eine Idylle erscheinen. (ebd., 140-141)

Im Folgenden kann Wieders alarmistische Rhetorik, obgleich für einen „flüchtigen Kompilator“ im Leyhschen Sinne sehr reizvoll, nur bedingt gewürdigt werden. Zu sehr ist Wieder, entgegen aller anders lautenden Beteuerungen, eben doch traditionellen Argumenten verhaftet, die bereits vorgetragen wurden (namentlich denen Eberts, Geigers und Leyhs).<sup>59</sup>

---

<sup>58</sup> Was aber gerade für Leyhs Position als „Maß der Dinge“ im nachkriegsdeutschen Bibliothekswesen spricht. Die Argumentation der „neuen Bibliothekargeneration“ relativierend, muss zugegeben werden, dass etwa Joachim Wieder zum Zeitpunkt der Debatte mit Buzás schon 47 Jahre zählte.

<sup>59</sup> Zur Veranschaulichung das folgende Zitat, welches – was vermutlich der ein Jahr zuvor veröffentlichten Neuauflage von Eberts „Bildung des Bibliothekars“ geschuldet sein mag – nur durch seine (teilweise) revidierte Wortwahl dem Vorwurf des Plagiarismus standhält: „Die bibliothekarische Arbeit vollzieht sich größtenteils in anonymer Zurückhaltung und stiller Pflichterfüllung, fern vom grellen Rampenlicht der Öffentlichkeit. Der Bibliothekar spricht nicht gern von sich selbst. Er weiß, dass er für die Bibliothek, nicht die Bibliothek für ihn dazusein hat, und so übt er seinen viel geistige Kärnerarbeit fordernden Beruf in unermüdlicher Hilfsbereitschaft aus, stets gewillt, anderen zu dienen und selbstverständliche Opfer zu bringen. [...] An dem Grundsatz des ‚aliis inserviendo consumidor‘ hält er unbedingt fest“ (Wieder 1959, 134-135). Vgl. die betreffenden Passagen in Ebert 1958 [1820], 54 ff. Das „Leyhsche Vermächtnis“ zeigt sich besonders stark in Wieders Versuch einer Kritik der Moderne, in deren Rahmen er u. a. die „steigende Spezialisierung und Materialisierung“ der Nachkriegsgesellschaft (Wieder 1959, 142) und das „utilitaristische Grundübel unserer Zeit“ (ebd., 152) anprangert. Dem Universalismus Leyhs und

Eine kurze Aufstellung in Stichwortform muss genügen, die sich auf jene Aspekte konzentriert, die tatsächlich für den Zeitpunkt um 1960 als charakteristisch gelten können und von Wieder als „Symptome einer schleichenden Krankheit“ bezeichnet werden (ebd., 133), der das Bibliothekswesen im Allgemeinen sowie der wissenschaftliche Bibliothekar im Besonderen bereits anheim gefallen seien:

- Als allgemeine „Krisenerscheinungen ersten Ranges“ (ebd., 136) werden benannt:  
Die moderne „totale Arbeitswelt“ (ebd., 137), die immer stärker durch „Vermassung, Mechanisierung und Bürokratie“ geprägt sei (ebd.) und in der auch der Bibliothekar zum „Funktionär im Räderwerk des Betriebs“ (ebd., 139) verkomme und gezwungen sei, seinen „eigentlichen Heimatboden“ zu vernachlässigen (ebd., 137), namentlich „den Geist immer mehr abzdrosseln und jede individuelle Leistung zu ersticken“ (ebd., 138)
- Als konkrete Problembereiche bzw. deren „Katalysatoren“ werden identifiziert:
  - „neue Benützermassen mit erhöhten Ansprüchen“ (ebd., 141)<sup>60</sup>
  - die „zunehmende Kompliziertheit der Forschung mit ihren mannigfaltigen theoretischen Querverbindungen“ (ebd.) und das „Entstehen neuer Publikationsräume in der Welt“ (ebd., 142)
  - die zeitintensiven Bereiche Pflege der Sondersammelgebiete und bibliotheksinterne Ausbildung (vgl. ebd.)
  - „[a]llenthalben [...] neue technische Arbeitsmethoden und Hilfsmittel, vom Mikrofilm über die Kompaktusanlage und den Xerographen bis hin zu den Lochkarten und den in die Bibliotheken einziehenden elektronischen Selektionsmaschinen“ (ebd.)
- Als Komponenten der psycho-sozialen Situation des Bibliothekars werden von Wieder konstatiert:
  - ein „Dauerzustand der Überforderung und Überlastung“ (ebd., 136) sowie, daraus resultierend, „Ermüdungs- und Erschöpfungszustände (ebd., 143)
  - kaum noch „Möglichkeit für die selbstverständliche Pflege privater und kultureller Interessen“ (ebd.)
  - ultimativ: „frühere Abnutzung der Arbeitskraft, häufigeres Auftreten von Erkrankungen, Absinken der Leistung“ (ebd.)
- Als Kennzeichen der „sozialen Gegenwartslage“ (ebd., 152) des gesamten Berufsstands werden schließlich beklagt:
  - „völlig unzureichende Möglichkeiten der Verbeamtung, Aufrückung und Besoldung“ (ebd., 154)
  - Abwanderung der „regsten geistigen Kräfte“ (ebd., 153) in andere Branchen<sup>61</sup>

---

insbesondere dessen Ansichten zur Ausbildung erteilt Wieder hingegen (als nicht mehr zeitgemäß) eine deutliche Absage (vgl. ebd., 148 ff.).

<sup>60</sup> Zumindest der quantitative Aspekt dieser Aussage wird unterstützt durch ein von Nikolaus Scholl angeführtes Beispiel, nachdem im Zeitraum 1939-59 die Zahl der Studenten an der Universität zu Köln von ca. 3000 auf ca. 14200 und die Zahl der Buchbestellungen an der USB von ca. 100.000 auf ca. 260.000 angestiegen sei (vgl. Scholl 1964, 186n87). Gleichzeitig, und hier liegt das eigentliche Problem, habe sich aber die Zahl der Bibliotheksmitarbeiter nur geringfügig erhöht (vgl. ebd.).

- Prestigeverlust (vgl. ebd., 152 ff.)

Allerdings, und das ist ihm zugutezuhalten, bietet Wieder letztlich doch mehr als nur eine Beschreibung der Symptomatik der „inneren Not unseres Berufes“ (ebd., 134). Im Laufe seines Aufsatzes macht er eine erstaunliche Wandlung vom pathetischsten aller „Kassandrarufer“ zum echten Reformier durch, wobei die von ihm aufgezeigten „Möglichkeiten zur Überwindung der Krise“ (ebd., 155) sogar überraschend modern anmuten. Vor dem Hintergrund der „Notwendigkeit eines echten humanistischen Strebens“ (ebd., 157) fordert Wieder, „alle menschlichen und geistigen Kräfte gegen den übermächtig werdenden Apparat zu mobilisieren“ (ebd.) und den „seelischen Belangen“ mehr Bedeutung zuzumessen (ebd., 158). Konkret seien in der Bibliothek die Erkenntnisse der „Betriebspsychologie“ und der „modernen Personalführung“ anzuwenden (ebd.), freilich ohne dabei den Eindruck aufkommen zu lassen, „daß es nur darum gehe, die Maschine zu ölen“ (ebd., 159). Mittels „regelmäßige[r] unterrichtende[r] Zusammenkünfte“ solle die „innere Teilnahme“ der Mitarbeiter gesteigert (ebd.) und mittels einer „Reorganisation der Personalstruktur“ und einer „liberale[n] und elastische[n] Handhabung der Dienststunden“ (ebd., 163) zu mehr Eigenverantwortung herausgefordert werden. Denselben Zwecke könnten fachliche Fortbildungsmaßnahmen dienen, die daher auch „keineswegs etwa als Privileg oder Luxus anzusehen“ seien (ebd.).<sup>62</sup>

Wieders Forderungen sollten Wirklichkeit werden – sämtliche beschriebenen Szenarien gehören heute zum Bibliotheksalltag. In dieser Hinsicht triumphiert er, historisch betrachtet, über Ladislaus Buzás, seinen schärfsten Kritiker, welcher sich zum Beispiel explizit gegen die „fraglichen und wenig geprüften Kunstgriffe der Modedisziplinen Personalführung und Betriebspsychologie“ aussprach (Buzás 1960, 101), regelmäßige Besprechungen für überflüssig hielt (vgl. ebd., 101 f.) und das Delegationsprinzip mittels der zynischen Bemerkung ablehnte, die meisten Menschen wollten gar keine Verantwortung tragen (vgl. ebd., 102). Auch materiellen Anreizen zur Ergreifung der bibliothekarischen Laufbahn kann

---

<sup>61</sup> Bemerkenswert der implizite Sexismus in folgender Aussage: „Es fehlt an männlichen Bewerbern und gesunder Konkurrenz, und die Gefahr ist noch nicht gebannt, daß unsere wissenschaftlichen Bibliotheken zu einer Zufluchtsstätte inaktiver, anderswo vielleicht wenig brauchbarer Elemente werden könnten“ (Wieder 1959, 154).

<sup>62</sup> Immer wieder wird von Wieder die Passivität des bibliothekarischen Berufsstands kritisiert, der die ihn betreffenden Missstände einfach hinnehme. Als IFLA-Sekretär verweist er auf die wesentlich lebendigere Berufsbilddiskussion im Ausland (vgl. Wieder 1959, 136); auch „das Verhalten der Hochschullehrer und die aktive Diskussion in ihren Fachzeitschriften“ (ebd., 134) taue als Vorbild. Das deutsche Bibliothekswesen leide hingegen unter dem „Fehlen einer stoßkräftigen umfassenden Repräsentanz“ (ebd., 153), weshalb es dringend geboten sei, dass sich der VDB „entsprechend seinem Charakter als Personalverband nun zu einer wahrhaft aktiven überregionalen Berufsinteressenvertretung“ entwickle (ebd., 164).

Buzás wenig abgewinnen – und begründet diese Position ähnlich abenteuerlich: „Es würden nämlich die Leute in die Bibliotheken strömen, die Karriere machen wollen, die nur auf das liebe Geld aus sind, denen es gleich ist, ob sie heute eine Autofirma managen und morgen den Syndikus einer Versicherungsgesellschaft spielen“ (ebd., 100).

Buzás' Aufsatz, ebenfalls erschienen in *Libri*, ist ein einziger gut 20-seitiger Verriss von Wieders „Berufssorgen“, der nicht nur denselben Titel trägt (mit dem Zusatz „Ein Diskussionsbeitrag“), sondern sich auch Punkt für Punkt an dessen Aussagen abarbeitet. Zentrales und häufig wiederholtes Argument ist hierbei genau jenes, gegen das Wieder versucht hatte sich zu immunisieren: dass nämlich besagte Sorgen nicht „größer und andersartig“ seien „als die Sorgen anderer geistiger Berufsgruppen [...] und keineswegs anders als die der Bibliothekare vor 30 oder 100 Jahren“ (ebd., 81). Somit gibt es für Buzás auch keine (akute) Krise; „Wieders Niedergangstheorie“ (ebd., 82) wird von ihm als völlig unfundiert dargestellt und als hysterische „Klein-Spengler-Pose“ entlarvt (ebd., 88), die „die Probleme viel bedeutungsvoller erscheinen [lässt], als sie in Wirklichkeit sind, wenn nicht überhaupt erst diese Denkweise sie entstehen läßt“ (ebd., 81):

Aus der eindringlichen Darstellung Wieders könnte man wahrlich den Eindruck gewinnen, daß an jedem Maschinenungeheuer ein wissenschaftlicher Bibliothekar die Kurbel dreht oder die Knöpfe drückt und verzweifelt den Blick für die Totalität seiner beruflichen Welt und zur Betrachtung von Grundsatzfragen freizubekommen versucht. Ich glaube, hier erliegt Wieder einer Psychose der modernen Kulturhysteriker; denn die Angstmacherei vor den entgeistigenden Wirkungen der Technik gehört heute [...] zum ständigen Repertoire der allzu zahlreichen pessimistischen Kulturphilosophen ... (ebd., 85)

In Wirklichkeit, so Buzás, seien die Bibliotheken „im Vergleich zu anderen modernen Arbeitsstätten immer noch Inseln der Ruhe“ (ebd., 90), ferner könne die von Wieder dämonisierte Technik den Bibliothekar „gerade von dem Entseelenden in der Bewältigung des Massenhaften befreien“ (ebd., 85). Letzteres ist ein singuläres Zugeständnis an Wieders Primat des „Persönlich-Menschlichen“, das an anderer Stelle als „das Private und Allzu-Menschliche“ verunglimpft wird (ebd., 97). In dieser, wie eigentlich in jeder Frage ist Buzás ganz Pragmatiker: Absolute Priorität allen bibliothekarischen Tuns könne einzig die Benutzung sein und dieser müsse gegebenenfalls eben auch „etwas von unserem Persönlich-Menschlichen [...] zum Opfer gebracht werden“ (ebd., 83). Dem „Benützer“ sei es schließlich ganz einerlei, „[ob] das Persönliche und Menschliche [...] bei Kollegen mit schwächerer Charakterkonstitution verlorengehen oder nicht“ (ebd., 90). Das „Sichverzehren“ stelle nun einmal „den natürlichen Lebensablauf einer gewissen Menschenkategorie (insbesondere der wissenschaftlich und künstlerisch tätigen) dar (ebd., 90-91) und dies gelte speziell für den Bibliothekar, der schließlich „kein selbständiger Kulturfaktor, wie etwa der Gelehrte oder der Schriftsteller“ sei, sondern „ein Diener und Helfer, ein Handlanger der ersteren“ (ebd., 83). F.

A. Ebert, so scheint es angesichts solcher Stellungnahmen, ist einfach nicht tot zu kriegen; zumindest seine Maximen geistern weiterhin munter durch die Berufsbilddebatte.

Neben „Mal bitte nicht so anstellen“ wartet Buzás mit einem zweiten Hauptargument auf, das sich – ähnlich nonchalant, aber treffend – mit „Wir sind nun einmal Praktiker“ umreißen ließe. Die immer wieder eingeklagte wissenschaftliche Mission der Bibliothekare wird von ihm energisch dekonstruiert. Bereits seit der Etablierung der bibliothekarischen Beamtenlaufbahn habe „die Mehrzahl der Berufsbibliothekare [...] auf eine intensive wissenschaftlich-publizistische Tätigkeit“ verzichtet (ebd., 86) und sich ganz auf das Tagesgeschäft konzentriert. Von Wieder und seinen Gesinnungsgenossen werde „ein Wunschbild in die Vergangenheit projiziert und ein verschwundenes goldenes Zeitalter des deutschen wissenschaftlichen Bibliothekswesen konstruiert“ (ebd., 87). Zwar habe es zu allen Zeiten Ausnahmen, also wahre „Gelehrtenbibliothekare“ gegeben, dies sei jedoch stets nur der individuellen „eisernen Konstitution“ sowie häufig auch „glücklichen Umständen“ zu verdanken gewesen (ebd., 92). Grundsätzlich gelte aber, dass die Bibliothek nun einmal „keine Nebenstelle der Universität, noch eine Abteilung der Akademie der Wissenschaften“ sei (ebd., 93) und man endlich der ernüchternden Wahrheit ins Auge blicken müsse:

Allen Kollegen, die über Geistlosigkeit, Bürokratismus, Mechanisierung, den übermächtigen Apparat, abstumpfende Alltagsarbeit u. dergl. mehr klagen, muß man einschärfen, daß das Wesen der bibliothekarischen Tätigkeit in erster Linie in der peinlich genauen Kleinarbeit liegt. Wer bei dieser [...] und ihrer Eintönigkeit keine Befriedigung fühlt, sondern in der modernen Bibliothek die von Natur aus kleinliche Arbeit zu einer großzügigen, synthetisierenden und repräsentativen Tätigkeit ausgestalten will oder ausschließlich bibliophilen Neigungen nachgehen möchte, soll gleich die Finger von diesem Beruf lassen. Der Arbeitsvorgang ist weithin reizlos und mechanisch, aber [...] schon seit Jahrhunderten [...] Es wird niemandem gelingen, eine Methode auszuklügeln, welche einen restlos geistreichen und amüsanten Weg der Bücherbearbeitung garantiert und als Ergebnis keinen ‚Apparat‘, sondern Geist und Seele erfrischende Hilfsmittel resultieren würde [sic]. (ebd., 95-96)

Das Sich-Mokieren über den Bibliothekar, der „ausschließlich bibliophilen Neigungen“ nachgehen wolle, ist vermutlich direkt auf Wieder gemünzt, der seinerseits einer Sichtweise der Bibliothek als „einem auf den Nutzeffekt abzielenden bloßen Verwaltungsbetrieb“ (Wieder 1959, 139) eine Absage erteilt und angemahnt hatte, dass der Bibliothekar, der nicht mehr lese, verloren sei (vgl. ebd.). Für Buzás hingegen ist in der Bibliothek weder Platz zum Lesen noch zum Schreiben – dies könne allenfalls in der Freizeit stattfinden (vgl. Buzás 1960, 96). Somit sei es natürlich auch gänzlich „verfehlt, unter dem Vorwand der Notwendigkeit der fachwissenschaftlichen literarischen Tätigkeit eine Entlastung von den primären bibliothekarischen Pflichten“ zu fordern (ebd., 93). Vielmehr seien schließlich Bibliothekare, die primär Verwaltungsarbeiten verrichten, wie gesagt, der historische Normalfall; für „[d]ie

Existenzberechtigung des publizistisch unproduktiven bibliothekarischen Verwaltungsfachmanns brauchen wir uns keineswegs [...] zu entschuldigen (ebd., 86).<sup>63</sup>

Buzás ermutigt seine Berufskollegen somit dazu, sich von der Mär der bibliothekarischen Wissenschaftlichkeit zu verabschieden, den Beruf als „reizlos und mechanisch“ (op. cit.) und die Bibliothek als reinen Verwaltungs- und Dienstleistungsbetrieb zu akzeptieren. Welch ein Kontrast zu Joachim Wieders Vision der Bibliothek als „ein Hort der Universalität [...] ein Bollwerk der Freiheit, Objektivität und Toleranz [...] eine Stätte der Kontinuität und Überzeitlichkeit [...] ein Zufluchtsort der Stille und Selbstbesinnung“ (Wieder 1959, 165).<sup>64</sup>

Es vermag kaum zu überraschen, dass die unmittelbaren Zeitgenossen der beiden Autoren sich noch eher von Wieders vermutlich vertraut anmutender, idealistischer Position angezogen fühlten. So wirft Kurt Ohly Buzás in seinem umfangreichen Aufsatz „Die Kontroverse Wieder-Buzás im Spiegel der deutschen Bibliotheksgeschichte“ (1962) empört eine „Verzerrung unseres Berufsbildes“ vor (Ohly 1962, 27) und attestiert ihm eine „ärmliche und trocken-pedantische Berufskonzeption“ (ebd., 28), die „jedes höhere Streben nach Wissenschaftlichkeit und Bildung, ja jede geistige Leidenschaft“ negiere (ebd., 27). Buzás' Berufsbild bedeute ...

... eine außerordentliche Verarmung, Entleerung und Verkümmern. Bei Buzás ist unser Beruf in seinem Wesenskern zum langweiligen Job geworden [...]

Wir erleben [...] das wahrhaft beklemmende Schauspiel, daß ein tüchtiger Bibliothekar einen Holzweg einschlägt und zu Ende geht, der in ausweglose Irre führt. Alle Ideale, die die Bibliothekare des Abendlandes von jeher beseelt haben [...] sind zertrümmert. Wenn Buzás' Berufsbild in allen deutschen Bibliotheken zur Wirklichkeit würde, so wäre der bibliothekarische Beruf aus dem Kreise der akademischen Berufe, die diesen Namen noch verdienen, ausgeschlossen. Geistig interessierte junge Menschen, die in einem unklaren Gefühl unter anderen Möglichkeiten vielleicht auch den Beruf des Bibliothekars ins Auge gefasst haben sollten, würden nach Lektüre des Buzás'schen Beitrags in die Worte ausbrechen: „Welchen Beruf ich auch wähle – Bibliothekar werde ich nie!“ (ebd., 47-48)

Des Weiteren wirft Ohly Buzás vor, sein Beitrag sei „eine heftige, mit Ironie und Pathos durchsetzte und zum Teil sehr persönlich gefärbte Polemik“ gegen Wieder (ebd., 26). Leider

---

<sup>63</sup> Auch könne man die Bibliothekare schwerlich zum Schreiben zwingen, denn: „Auch hier gilt: Ein Jagdhund, den man zur Jagd hintragen muß, wird kein Wild erjagen“ (Buzás 1960, 94).

<sup>64</sup> Immer wieder wird den Bibliotheken (erfreulicherweise) auch und gerade von Nicht-Bibliothekern eine Bedeutung zugemessen, die weit über konkrete „Betriebsziele“ oder dergleichen hinausgeht. Vgl. z. B. die anerkennende Bewertung Klaus Staecks, bei Bibliotheken handele es sich um „eine gefährliche Brutstätte des Geistes“ (zitiert nach Buhrfeind 1994, 44). Den Stellenwert von Bibliotheken betont (implizit) ebenso Ortega y Gasset, wenn er schreibt: „Die demokratische Gesellschaft ist ein Kind des Buches, sie ist der Sieg des von einem Schriftsteller geschriebenen Buches über das von Gott geoffenbarte Buch und über das von einem Alleinherrscher diktierte Gesetzesbuch“ (zitiert nach Capurro 2000, o. S.).

macht sich Ohly dieses Vergehens aber selbst schuldig, etwa wenn er Buzás einen „unseligen Fanatismus“ (ebd., 27) unterstellt und auf dessen beschränkte Berufserfahrung verweist (vgl. ebd.). Joachim Wieder andererseits trägt in der Ohlyschen Darstellung geradezu messianische Züge. Mit seinem Beitrag habe dieser – eine im historischen Rückblick bemerkenswert ignorante Aussage – „das Tabu, das so lange die Erörterung dieser grundsätzlichen Fragen erschwerte, mutig durchbrochen“ (ebd., 25). Für die „Durchschlagskraft [seiner] soziologischen Analyse“ habe Wieder daher in Fachkreisen völlig zu Recht „uneingeschränkte Anerkennung“ erhalten: „von der bibliothekarischen Jugend, von den in der Akme stehenden Berufsgenossen, von den Alten“ (ebd.). Um so „schmerzlicher“ (ebd.) wiege die Enttäuschung über Buzás’ Verrat am „wirklich faustischen Drang, bis zum Urgrund der bibliothekarischen Problematik vorzustossen“ (ebd., 28). So viel zum Thema Pathos ...

Überhaupt scheint die Berufsbilddebatte zum Zeitpunkt der „Wieder-Buzás-Kontroverse“ einen bedenklichen und der Sache kaum dienlichen Schwenk ins Ideologische zu machen, was sich nicht zuletzt an Buzás’ Verdammung der „heutigen Kulturkritik und -philosophie“ (Buzás 1960, 81) und an Ohlys Erwiderung darauf festmachen lässt: „Für die Ablehnung der modernen Kulturphilosophie, die seit dem zweiten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts zu so reicher Blüte gelangt ist, fehlt mir überhaupt jede Antenne“ (Ohly 1962, 26).<sup>65</sup> Nachdem er die deutsche Bibliotheksgeschichte in seinem Sinne beleuchtet hat, gestattet sich Ohly einen erneuten persönlichen Angriff auf Buzás, welcher ihm als ein Musterbeispiel der verhassten Spezies der Technokraten gilt:

Dieser mit sich und seiner engen Welt zufriedene reine ‚Praktiker und Heiterling‘ (Nietzsche) kann naturgemäß gar nicht darunter leiden, daß seine tägliche Arbeit so trocken und eintönig ist; denn er hat ja eine geistig-seelische Existenz in hohem Sinne niemals besessen, noch auch eine solche je erstrebt. [...] Daß von bloßen Technikern in enger Gesinnung verwaltete oder geleitete Bibliotheken trotz dieses Mangels auf unabsehbare Zeit weiter existieren können, wird man Buzás [...] gerne zugeben. Wo allerdings im wissenschaftlichen Bibliothekswesen der extrem positivistische, Philosophie und Dichtung grundsätzlich ablehnende oder gar verachtende Routinier den gewünschten Normaltypus bildet, kann die Leyh’sche Problemstellung weder verstanden werden, noch kann sie dort überhaupt Eingang finden. (Ohly 1962, 47)

Im Kern wird der Kampf somit entlang des alten Schützengrabens ausgetragen, an dem sich Idealismus und Pragmatismus, hermeneutische Geisteswissenschaft und faktensüchtiger „Positivismus“ unversöhnlich gegenüber stehen. Der Philologe Leyh wird hierbei für sich selbst auf erstgenannter Seite verortende Autoren wie Ohly zu einer Art Gottvater<sup>66</sup>, die

---

<sup>65</sup> Ohly definiert die Kulturphilosophie als „eine Gipfelwissenschaft, die über den Rahmen der empirischen Wissenschaften hinaus in das Reich des Überempirischen und Allgemeinen emporstrebt und erfahrungsmäßige Beweisführung mit spekulativer Erkenntnis verbindet“ (Ohly 1962, 49n4).

<sup>66</sup> Was aus Buzás in Ohlys kleinem bibli(othekari)schen Psychodrama, nachdem Wieder bereits als „Messias“ besetzt wurde, wohl den Satan machen würde.

Auseinandersetzung mit seinen Positionen und dem von ihm repräsentierten „Mainstream“ der Berufsbilddebatte wird um 1960 zu einem Hauptstreitpunkt.

Im *Handbuch*, dessen hier relevanter 2. Band („Bibliotheksverwaltung“) 1958 erstmals alleine durch ihn veröffentlicht wurde, hatte Leyh beispielsweise gewarnt, dass die wissenschaftliche Bibliothek sich zunehmend „zu einem Turm von Babel“ entwickle, da „die Wissenschaft als natürliche Einheit“ immer stärker „in Spezialitäten“ auseinander falle, denen „die innere Verbindung abubrechen droht“ (Leyh 1961, 104). Insbesondere aber seien die Geisteswissenschaften, obgleich ja „Grundlagen jeder Kultur“ (ebd.), längst „aus ihrer ehemals führenden Stellung verdrängt“ worden (ebd.) und die „Gefahr der unkontrollierten technischen und industriellen Revolution“ sei bereits „bis an die Schwelle der Selbstvernichtung vorgerückt“ (ebd.). Entscheidend ist aber, dass Leyh als Ausweg aus diesem Dilemma eine Rückkehr zur „Einheit der Wissenschaften“ fordert. Für seine eigentliche Domäne, das Bibliothekswesen, bedeutet dies natürlich nichts anderes als die gute, alte universelle („polyhistorische“, „enzyklopädische“) „Bildung des Bibliothekars“, und es ist dieser Aspekt, an dem sich in der Debatte der frühen 60er Jahre die Geister zu scheiden beginnen.

Während Ohly, wie bereits angedeutet, Leyh bedingungslos verehrt – dieser gilt ihm als „philosophischer Kopf“ (Ohly 1962, 47) mit mehr oder weniger unantastbaren Anschauungen (vgl. ebd.) – fällt Joachim Wieders Sicht auf Leyh differenzierter aus. In der Frage der „Mechanisierung des geistigen Lebens als der größten aller Gefahren“ (Wieder 1959, 140) geht er mit diesem sicherlich noch d'accord, nicht aber hinsichtlich der „überkommenen Anschauungen“ Leyhs (ebd., 148) in Sachen Ausbildung. Vor allem die „nüchtern[e] und skeptisch[e]“ Haltung der (bibliothekarischen) „Jugend“ (ebd., 149) bringt Wieder dazu, die Gültigkeit des Leyhschen Bildungsideals zu hinterfragen und dieses einer Modernisierung unterziehen zu wollen:

Der Verfasser dieser Zeilen ist der Meinung, daß jenes von Leyh im Grunde vertretene universalistisch verstandene Bildungs- und Wissensideal unserer klassischen Humanitätsepoche mit seinen in sich selbst ruhenden Bildungswerten in der so tief veränderten allgemeinen geistigen Atmosphäre unseres Zeitalters durchaus problematisch geworden ist. Das Streben nach allseitiger Geistesbildung mit polyhistorischem und enzyklopädischem Einschlag hat angesichts der so kompliziert gewordenen Welt viel von seinem alten Zauber und von seinem Sinn eingebüßt. (ebd., 149-150)

Diese Sichtweise ist bemerkenswert, weil dem bibliothekarischen Generalistentum hier erstmals (namhaft) eine Absage erteilt wird und die Zeiterscheinungen der Moderne nicht



mehr (nur!) beklagt, sondern als Gegebenheit hingenommen werden, aus der man nun auch auf Bibliotheksseite seine Konsequenzen ziehen müsse.<sup>67</sup>

Ladislau Buzás ist in seiner Kritik an Leyh noch wesentlich radikaler und macht sich beispielsweise lustig über den „geistig, seelisch und wirtschaftlich harmonischen, durch sein schon im dreißigsten oder vierzigsten Lebensjahr alles überragendes und verarbeitendes Wissen glänzenden Überbibliothekar“ Leyhscher Prägung (Buzás 1960, 90):

Als ich Leyhs Buch über die Bildung des Bibliothekars gelesen hatte, hatte ich das Gefühl, daß ich den bibliothekarischen Beruf aufgeben müßte, wenn ich mir selbst gegenüber ehrlich handeln wollte. Ich habe ihn aber doch nicht aufgegeben, wie hunderte andere nicht, die genauso wie ich überzeugt sind, daß sie dem von Leyh aufgestellten Ideal nie nahekommen werden. Da das Leyhsche Bildungsideal keineswegs eine Norm ist, ist es auch illusorisch und unnötig, es einer Revision zu unterziehen. Derartige Bücher sind gut, weil sie zum Nachdenken über die gestellte Aufgabe und das Erkennen der eigenen Grenzen anregen, es wäre aber gefährlich sie als Maßstab an die Wirklichkeit und die Notwendigkeit anzulegen. Dies geschieht aber bei Wieder, wenn auch im negativen Sinne. Er postuliert stillschweigend die Allgemeingültigkeit des Leyschen Ideals, um daran rütteln zu können. (ebd., 87-88)

Nicht zu Unrecht weist Buzás auf die Widersprüchlichkeit von Wieders Haltung zu Leyh hin, wenn er konstatiert, dass ersterer letzteren zwar kritisiere, letztlich aber doch in vielerlei Hinsicht in einer proto-Leyhschen Position verharre, weshalb unklar bleibe, „welcher Art von Bibliothekar Wieder den Vorzug gibt und durch welches Berufsideal er das entthronte Leysche ersetzen will“ (ebd., 94). Möglicherweise ist eine solche Wi(e)der-sprüchlichkeit aber geradezu das logische Resultat des erst beginnenden Prozesses der Emanzipation vom „Übervater“ Leyh, dessen Rolle für die Berufsbilddebatte des 20. Jahr-hunderts – ähnlich wie die Eberts für das 19. – nicht hoch genug eingeschätzt werden kann.

---

<sup>67</sup> Für Wieder bestehen diese Konsequenzen in einer Begrenzung und Verlagerung der Ausbildungsinhalte von der „Breite“ in die „Tiefe“ (vgl. Wieder 1959, 150 ff.). Zum Beispiel gelte es, „die Relikte der früheren Vorherrschaft des historisch-philologischen Elementes sowie der allzu lang überbetonten gelehrt-antiquarischen Tendenzen unserer wissenschaftlichen Ausbildung zu überwinden“ (ebd., 152).

### **3.4 ALLES BLEIBT ANDERS: DIE 70ER BIS 90ER JAHRE**

Auch die nächste größere fachwissenschaftliche Diskussion sollte mit den Namen der zwei Hauptkombatanten, in diesem Fall Hans Limburg und Engelbert Plassmann, verbunden bleiben. Im Gegensatz zur „Wieder-Buzás-Kontroverse“ stand sie jedoch ganz im Zeichen einer einzelnen Sachfrage: der des erneuten Versuchs einer universitären Verankerung der Bibliothekswissenschaft.<sup>68</sup>

In der Nachkriegszeit hatte zu dieser Frage weitgehend Einigkeit geherrscht. Konsens war die Sichtweise, dass die „Bibliothekskunde“ wichtig und sicherlich auch das ureigene Terrain der wissenschaftlichen Bibliothekare sei, dass sie aber zur Generierung einer eigenen Wissenschaftsdisziplin nicht taue. Wieder einmal ist es Leyh, dessen (teils bereits zitierte) Einschätzung als repräsentativ gelten kann: Zwar seien historisch-philologische Gebiete wie das Handschriftenwesen und die Buch-, und Bibliotheks-geschichte für Bibliothekare durchaus „naheliegende Arbeitsfeld[er]“ (Leyh 1961, 93); beispielsweise sei es „beschämend zu sehen, daß der Bibliothekar die alten Drucke wohl verwahrt, aber an Interesse und Erfahrung weit hinter dem großen Antiquar zurückbleibt“ (ebd.). Allerdings sei es vermessen, diese „einfachen Themata“ (vgl. ebd., 78) zu einer Wissenschaft aufbauschen zu wollen. Bei der Bibliothekswissenschaft handele es sich, dies bleibe als „Ergebnis aller Versuche“ festzuhalten (ebd., 77), um wenig mehr als „ein Konglomerat von Disziplinen [...] für deren Pflege zweifellos ein Bedürfnis im einzelnen vorliegt, denen aber im Ganzen der eigentliche Kern, der innere Zusammenhang fehlt“ (ebd.).

Vermutlich in Anbetracht des Vorstoßes Albert Preedecks in seinem Aufsatz „Die Bibliothekswissenschaft als Disziplin und Universitäts-Lehrfach“ – veröffentlicht pikanterweise ausgerechnet in einer Festschrift für Leyh (vgl. Bornhöft 1999, 61) – hatte zum Beispiel Rudolf Juchhoff die Leyhsche Lesart unterstützt und missbilligend konstatiert, die Bibliothekswissenschaft erhebe nun abermals „drohend [...] ihr Haupt mit dem Anspruch, im akademischen Rahmen als systematische Einzelwissenschaft zu gelten und mit der Möglichkeit, einen akademischen Grad in dieser Wissenschaft zu erwerben“ (Juchhoff 1957, 160). Freilich seien bis dato sämtliche „Systematisierungsversuche“ (ebd., 161) erfolglos geblieben und auch die neuesten Ansätze dieser Art (neben Preedecks vor allem der des Ungarn Bela Varjas) vermöchten ihn nicht zu überzeugen (vgl. ebd., 161 f.).

---

<sup>68</sup> Die Thematik der Bibliothekswissenschaft berührt die Fragestellung der vorliegenden Arbeit nur indirekt, soll aber, wie schon im Kapitel zu Schrettinger und Ebert, hier etwas ausführlicher behandelt werden, weil sie innerhalb der Berufsbilddebatte der 70er Jahre eine prominente Position erlangte und dabei auch für den hiesigen Kontext relevante Implikationen abfielen.

In der Tat scheint die Fragestellung, aus welchen Komponenten sich die Bibliothekswissenschaft nun eigentlich zusammensetzen sollte, auch noch in der Diskussion der späten 60er und der 70er Jahre im Fokus gestanden zu haben. So befassten sich auf dem „Kölner Kolloquium“ von 1969, dessen Bemühungen sechs Jahre später in der Einrichtung eines bibliothekswissenschaftlichen Lehrstuhls an der Universität zu Köln kulminieren sollten, etliche Beiträge mit der wissenschaftstheoretischen Fundierung der zu (re-)institutionalisierenden Disziplin und mit ihrer Legitimierung und Standortbestimmung im Rahmen des etablierten Wissenschaftskanons (vgl. Bornhöft 1999, 63 ff.). Als Tendenz aus dem Kölner Kolloquium kann herausgelesen werden, dass aus Leyhs Ablehnung eines „Konglomerats“ nunmehr eine weitgehende Bejahung der Interdisziplinarität geworden war. So benannte auch Paul Kaegbein, erster und einziger Lehrstuhlinhaber des Kölner Bibliothekswissenschaftlichen Instituts<sup>69</sup>, als Gegenstands des Faches ein durchaus buntes Curriculum: „das Bibliothekswesen in systematischer und entwicklungsgeschichtlicher Betrachtung – einschließlich des Informationswesens und des Buchwesens – unter historischen, literarischen und ökonomischen Aspekten“ (zitiert nach ebd., 81).

Wie umstritten die Bibliothekswissenschaft unter den Zeitgenossen Kaegbeins war, wird mustergültig durch einen kritischen Aufsatz Hans Limburgs demonstriert („Die Bibliothekswissenschaft kam auf leisen Sohlen. Ist sie nun wirklich da?“), der 1977 in die bibliothekarische Publikationslandschaft platzte. Limburg wirft den Teilnehmern des Kölner Kolloquiums und Kaegbein vor, mit der Errichtung des Lehrstuhls „die erstaunte Öffentlichkeit vor vollendete Tatsachen gestellt“ zu haben (Limburg 1977, 127). Die Diskussion um die theoretische Fundierung der Bibliothekswissenschaft sei alles andere als abgeschlossen, habe sich nun aber „rein pragmatisch erledigt“ (ebd.). Weder seien in ihrem Falle genügend „forschungswürdig[e]“ Arbeitsfelder gegeben (ebd., 133), noch ein ausreichender Theoriegehalt (vgl. ebd., 133 f.). Die „Basis für die Begründung einer eigenen Bibliothekswissenschaft“ sei schlichtweg zu schmal (ebd.), aber „[u]ngeachtet dieser Fraglichkeiten“ werde sie nunmehr „sozusagen praktiziert“ (ebd., 131):

Der in Köln von Kaegbein beschrittene Weg, die Summe dessen, was an einem Bibliothekar-Lehrinstitut zu vermitteln sei, als Bibliothekswissenschaft zu verstehen, rollt die Problematik [...] sozusagen vom

---

<sup>69</sup> Der betreffende Magister-Studiengang wurde 1990, nach der Emeritierung Kaegbeins, wieder eingestellt und das Institut aufgelöst. Es war ausgeblieben, die theoretische Ausbildung für den höheren Bibliotheksdienst an den Lehrstuhl zu verlagern; stattdessen wurde zu diesem Zwecke 1982 die Fachhochschule für Bibliotheks- und Dokumentationswesen errichtet, was den Universitätslehrstuhl in den Augen der nordrhein-westfälischen Bildungspolitik offenbar obsolet machte (vgl. Bornhöft 1999, 83 ff.).

Schwanz her auf. Es wird ein Kanon des Wissens- und Vermittlungsstoffes erstellt, der das Etikett Wissenschaft erhält. (ebd., 130)<sup>70</sup>

Für Limburg stellt der Prozess der Institutionalisierung das Resultat einer gewaltigen Selbstüberschätzung des Bibliothekswesens dar, einer „Verkennung der eigentlichen Aufgabenstellung“ (ebd., 135). Diese bestehe, wir ahnen es schon, in der bibliothekarischen Praxis, welche aber „nicht wissenschaftlich, sondern beruflich-handwerklich“ geprägt und mittels einer „reinen Wissensvermittlung“ sowie aufgrund von „Kenntnissen und Berufserfahrung“ erlernbar sei (ebd., 133) – die Assoziation „Petzholdt“ liegt bei dieser Wortwahl sehr nahe, was auch durch den Umstand gestützt wird, dass ein Kapitel von Limburgs Aufsatz mit „Bibliothekswissenschaft als Bibliothekslehre oder -kunde“ überschrieben ist. Als wahres Motiv unterstellt Limburg seinen Gegenspielern schließlich, lediglich die Position des höheren Bibliotheksdienstes stärken zu wollen; es gehe um das Laufbahnrecht und um „sehr handfeste Bibliothekspolitik“ (ebd., 137).<sup>71</sup>

Nicht ohne eine „kritische Antwort“ bleiben dürfe Limburgs Angriff, meinte im Folgejahr Engelbert Plassmann, denn das Kölner Kolloquium und der Lehrstuhl Kaegbeins verdienten es nicht, „in der angedeuteten Weise diskreditiert zu werden“ (Plassmann 1978, 315). In „Kam die Bibliothekswissenschaft auf leisen Sohlen?“ wird die Titel-Frage erwartungsgemäß entschieden verneint. Immerhin sei die Bibliothekswissenschaft – im anglo-amerikanischen Raum sowieso, aber auch in Deutschland (man denke an Schrettinger) (vgl. ebd., 318 f.) – seit langem ein Faktum:

---

<sup>70</sup> Limburg spricht in diesem Zusammenhang auch von einem „Komplex“ von „Sonderformen“, die für die „Ursprungsdisziplinen“ wenig reizvoll seien (vgl. Limburg 1977, 134), was dem Leyhschen „Konglomerat“ sehr nahe kommt und das Bild der Bibliothekswissenschaft als einer Art Müllhalde der akademischen Disziplinen heraufbeschwört.

<sup>71</sup> Ob eine solche strategische Motivation, wie von Limburg in der Tat diskreditierungswillig unterstellt, tatsächlich eine Rolle gespielt hat und, wenn ja, ob dies als moralisch verwerflich bewertet werden sollte, bleibe dahingestellt. Mit Fug und Recht kann der Vorwurf aber auch umgedreht und festgestellt werden, dass „die Bibliothekspraktiker nicht erkannt[en], welche Bedeutung die akademische Positionierung ihres Berufs hat“ (Plassmann et al. 2006, 268).

Noch einen Schritt weiter geht ca. 15 Jahre später Thomas Hilberer in einem Leserbrief an den *Bibliotheksdienst*, in welchem er den Bibliothekswissenschaftlern profanen Eigendünkel vorwirft. Diese „wären dann Professoren an einer ordentlichen Universität, Lehrstuhlinhaber, mit Assistenten, Sekretärin, Hilfskräften, bezahlt nach C4 [...] Nun ist es jedem unbenommen, an einer Verbesserung seines Status zu arbeiten [...] aber dergleichen Status- und Prestige-Forderungen sollten als solche gestellt werden, und nicht verkleidet als Sachprobleme“ (Hilberer 1991, o. S.). Auch ansonsten liegt Hilberer sehr auf der Linie Limburgs – etwa wenn er der Bibliothekswissenschaft aufgrund ihres Anwendungsbezugs die Existenzberechtigung pauschal abspricht: „Eine Bibliothekswissenschaft [...] gibt es nicht; es kann sie sowenig geben wie eine Wissenschaft etwa von der Verwaltung eines Einwohnermeldeamtes oder vom Betrieb eines Großkaufhauses“ (ebd.). Ganz ähnlich Limburg: „Jeder Anwendungsbereich begründet allein nicht schon eine neue Wissenschaft“ (Limburg 1977, 132). Vgl. auch Wilhelm Totoks Formulierung, in der bereits 4 Jahre vor Hilberer von Eisenbahn und Post (statt Amt und Kaufhaus) die Rede gewesen war (Totok 1987, 203).

Wer sich das weite Feld bibliothekswissenschaftlicher Literatur des Inlands und des Auslands vor Augen hält und dies als den natürlichen Ausdruck bibliothekswissenschaftlicher Arbeit in aller Welt ansieht, wer sich dazu die Selbstverständlichkeit vergegenwärtigt, mit der dies anderswo als ‚library science‘ angesehen und bezeichnet wird, der kann die Bedenken von Limburg nicht verstehen. (ebd., 318)

Im Gegensatz zu Limburgs Behauptungen bestünden auf dem Gebiet der Bibliothekswissenschaft wichtige Forschungsdesiderate (vgl. ebd., 316), vor allem aber sei dessen Einschätzung, das „vorfindliche[] Material“ würde durch andere Wissenschaften bereits „abgedeckt“ (Limburg 1977, 132), schlichtweg nicht korrekt:

Dürfte nämlich nur jeweils eine einzige Wissenschaft bestimmte Gegenstände ‚abdecken‘, wie Limburg zu glauben scheint, dann brächen große, bisher nicht ernstlich in Zweifel gezogene Wissenschaften in sich zusammen. Nur Orientalisten und Graezisten würden das Alte und das Neue Testament erforschen, Philosophen die Dogmatik, Psychologen (und Soziologen?) die christliche Ethik, Allgemeinhistoriker die Kirchengeschichte, Juristen das Kanonische Recht – und schon wäre die Theologie hinfällig. [... E]s bliebe aber ein entscheidender Gegenstand auf der Strecke; der christliche Gottesglaube in seiner individuellen und sozialen wie in seiner geschichtlichen Dimension, systematisch und historisch erfaßbar, käme als Ganzes nicht in den Blick. (Plassmann 1978, 316-317)

Der spezifische Auftrag der Bibliothekswissenschaft liegt für Plassmann also in der Synthese der methodischen Ansätze verschiedener Wissenschaften mit Blick auf den „systematisch und historisch erfassbaren“ Gegenstand der Bibliothek „als Ganzes“. Indirekt nimmt er außerdem der Befürchtung die Grundlage, eine originär-bibliothekswissenschaftliche Ausbildung würde wenig wünschenswerte „Schablonen-bibliothekare“ erzeugen (vgl. z. B. Juchhoff 1957, 160; Totok 1987, 193 f.). Denn Plassmann möchte, so muss man ihn auslegen, bei einer postgradualen Ausbildung für den höheren Dienst verbleiben. „Bibliothekarischer Erkenntnisfortschritt“ sei schließlich nur dort „zu erwarten, wo *Fachleute, die in den einschlägigen Wissenschaften geschult sind* [...] Erkenntnisse für die Bibliotheken zu gewinnen suchen“ (Plassmann 1978, 317; meine Herv.). Da die Methoden fachwissenschaftlicher Art und Herkunft hier aber zum Zwecke der Beantwortung einer *bibliothekarischen* Fragestellung eingesetzt würden, „gehören [solche Untersuchungen] primär zur Bibliothekswissenschaft, dann erst zur Geschichte, Technologie oder Betriebswirtschaft“ (ebd.). Zwar widerspricht diese Auffassung eklatant dem traditionellen Verständnis einer Wissenschaft als einer Disziplin mit eigenem Methodenrepertoire, dies aber, muss man zweifellos eingestehen, gilt sicherlich auch für etliche andere „Wissenschaften“ und tut der Sache auch keinen Abbruch.<sup>72</sup>

---

<sup>72</sup> Zu einem weniger versöhnlichen Schluss kommt hinsichtlich derselben Fragestellung Totok: „Der Begriff *Bibliotheksforschung* umfaßt vornehmlich die Wissenschaftlichkeit der *Methode*, die ihrerseits betriebswirtschaftlich, informations-theoretisch, soziologisch, historisch usw. geprägt sein kann. Die verschiedenen Methoden konvergieren im Phänomen Bibliothek, sie erforschen ein identisches Objekt unter verschiedenen Gesichtspunkten. Der Begriff *Bibliothekswissenschaft* hingegen enthält in sich den Anspruch außer einem einheitlichen Untersuchungsobjekt auch eine spezifische

Auch jenseits der Frage der Bibliothekswissenschaft fanden in den 1970er bis 90er Jahren innerhalb der Fachöffentlichkeit mitunter hitzige Diskussionen statt. Eine Einstimmung in die hierbei vorherrschenden Themenfelder vermögen die zahlreichen Beiträge des langjährigen Bonner Bibliotheksdirektors, Hartwig Lohse, zu bieten, der die neuen Entwicklungen dieser Jahrzehnte kritisch begleitete und hierbei häufig eine pragmatisch-konservative Position einnahm, die der von Buzás oder auch der des späten Leyh ähnelt. Ausgangspunkt für Lohses Aufsatz „Der Bibliothekar und seine Fachwissenschaft“ von 1979 war ein Beitrag Franz-Heinrich Philipps, in dem letzterer unter anderem vom „numinosen Reiz des Studieren- und Forschendürfens“ und von dem „Traum“ gesprochen hatte, „das bibliothekarische Dasein mit dem eines Gelehrten zu verbinden“ (zitiert nach Lohse 1979, 253). Lohse nutzt diese „Vorlage“, um deutlich zu machen, dass derartige „Träume“ mit der „Wirklichkeit des bibliothekarischen Alltags“ wenig zu tun haben (ebd., 254): „Dem Verf. sagte kürzlich ein Direktor, er habe keine Zeit zum Schreiben, er müsse den Alltag bewältigen“ (ebd., 256). Das Ausbleiben wissenschaftlicher Publikationen von Seiten der Bibliothekare ist für Lohse jedoch keineswegs Grund für „Kassandrarufo“. Die Tatsache, dass „die Veröffentlichungstätigkeit früherer und heutiger Bibliothekargenerationen vor allem in den Fachdisziplinen gleich bleibend bescheiden war und ist, gemessen am Anspruch und der Zahl der dafür infrage Kommenden“ (ebd., 258), stellt für ihn „kein[en] Anlaß zur Sorge“ (ebd., 264), sondern lediglich einen Ausdruck des, durchaus begrüßten, Primates der Praxis dar:

Wir sollten uns nichts vormachen. Auch für das Gros der Fachreferenten gilt nur sehr selten der ‚numinose Reiz des Studieren- und Forschendürfens‘, im Vordergrund steht die Bewältigung des bibliothekarischen Alltags mit Bestandsaufbau, Sachkatalogisierung, Auskunft, Koordinierung und allem, was zur Erzielung einer optimalen Funktionsfähigkeit notwendig ist. Daran wird seine Arbeit gemessen, davon ist der Ruf einer Bibliothek abhängig. (Lohse 1979, 262)<sup>73</sup>

Zwar gebe es immer wieder Ausnahmen – „einzelne Kollegen, [... die] sehr wohl wissenschaftlich arbeiten und veröffentlichen, ohne die Alltagsarbeit zu vernachlässigen und ohne ein Herkules zu sein“ (ebd. 259) – diese bestätigten aber nur die Regel des publizistisch inaktiven wissenschaftlichen Bibliothekars. Die „dauernde Beschäftigung mit der

---

bibliothekswissenschaftliche *Methode* zu entwickeln“ (Totok 1987, 204). Die Entwicklung einer solchen spezifischen Methode nennt Totok „illusorisch“ (ebd.), worin ihm sicherlich beizupflichten ist. Nach Ansicht des Verfassers sollte sich eine Legitimierung der Bibliothekswissenschaft, falls nach dem „Zusammengehen“ mit der Informationswissenschaft noch nötig, stärker auf den Aspekt des Gegenstands (als auf den der zwangsläufig interdisziplinären Methodik) konzentrieren und herausarbeiten, dass es sich bei „Bibliothek“ eben nicht nur um einen „Anwendungsfall“ im Limburgschen Sinne handelt, sondern um ein eigenständiges Erkenntnisphänomen.

<sup>73</sup> Fast zeitgleich bedauert Manfred Pape, im Gegensatz zu Lohse, „den Publikationsschwund bei Bibliothekaren“, die allenfalls noch „esoterische Beiträge zu Festschriften“ hervorbrächten (vgl. Pape 1980, 151).

Fachdisziplin“ sei somit eindeutig *kein* „typisches oder gar auszeichnendes Charakteristikum unseres gesamten Berufsstandes“ (ebd., 264), weshalb man sich auch davor hüten solle, „diesen Teil unseres Berufsbildes zu hoch an[zu]setzen“ (ebd., 265). Völlig übergangen wird hier jedoch, und dieses Missverständnis sollte leider Schule machen, der Unterschied zwischen einer Beschreibung der Realität (wie Lohse sie vornimmt) und der Artikulierung eines Ideals (Philipps „Reiz“ und „Traum“).

Wie Lohse in mehreren Veröffentlichungen zur Thematik betont, solle sich die Berufsbilddebatte ganz auf die faktischen „Tagesforderungen wissenschaftlicher Bibliotheken“ (so der Name seiner Schriftensammlung von 1991) konzentrieren, auf die wissenschaftlich-bibliothekarischen „Kernaufgaben“, die im Wesentlichen seit Beginn des Berufsbibliothekartums dieselben geblieben seien. Der Bibliotheksalltag, so Lohse exemplarisch 1992, sei „vom Göttingen Heynes, vom Tübingen Leyhs [...] nicht so weit entfernt wie man uns in den letzten 10 oder 15 Jahren glauben machen wollte“ (Lohse 1992, 45-46). Und das ist auch gut so, möchte man im Sinne Lohses hinzufügen, schließlich habe sich erwiesen, „daß uns hochfliegende Pläne, Zukunftsvisionen und Perfektionismus nur in Ausnahmefällen gut bekommen sind“ (ebd., 54). Zur Theoriefeindlichkeit, wie sie uns aus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts sowie von Leyh leidlich bekannt ist, gesellt sich hier eine Abneigung gegen alles Neue und allzu „Perfektionistische“ – eine Abneigung, so scheint es, gegen Veränderungsbestrebungen jeder Art. Mit dieser Haltung stand Lohse allerdings zwangsläufig auf verlorenem Posten, denn spätestens seit den 80er Jahren waren die Veränderungen im Bibliothekswesen geradezu mit Händen greifbar; auch in den Fachorganen hatte man begonnen, „statt dem Dämon Bildung nunmehr anderen Dämonen wie Management und Datentechnik zu opfern“ (Jochum 2000, 250).<sup>74</sup>

Das Bibliotheksmanagement, um zunächst das erste der beiden einflussreichen neuen Paradigmen kurz zu würdigen, war freilich – zumindest terminologisch – schon sehr viel früher zum Thema geworden. So hatte Buzás sich, in Relativierung seiner eigentlichen Position, bereits 1960 über gewisse Kollegen mokiert, die sich „völlig überflüssigerweise wie geschäftige Manager benehmen“ (Buzás 1960, 86) und damit doch nur ihre „Unfähigkeit auf dem Gebiet des Geistes“ zu kaschieren suchten (ebd., 91). Ähnlich verächtlich spricht Pape zwanzig Jahre später von den „Götzen eines optimalen Betriebsablaufs“ (Pape 1980, 151) und auch Lohse ist sich hinsichtlich der „Bibliotheks-Betriebslehre“ in „[s]einer Ablehnung [...] ganz sicher“ (Lohse 1992, 43). Die Notwendigkeit der Einführung betriebswirtschaftlicher Instrumente bezeichnet er noch 1992, seinem anti-idealistischen Duktus treu bleibend, als

---

<sup>74</sup> Vgl. die entsprechenden Veröffentlichungen von Konrad Umlauf (Management) bzw. Heinz-Werner Hoffmann (EDV) und anderen seit Beginn der 80er Jahre.

„reine Wunschvorstellung“ (ebd., 51) und auch an anderer Stelle diskreditiert er den Trend, bibliothekarischen Tätigkeiten das ja in der Tat wenig aussagekräftige und schon bald durch eine inflationäre Verwendung ausgehöhlt Label „Management“ überzustülpen:

Den Ausdruck ‚managen‘ für die Erledigung bibliothekarischer Organisations- und Verwaltungsaufgaben kann ich im übrigen weder für mich beanspruchen noch für andere akzeptieren – von ganz wenigen Ausnahmen abgesehen – und wenn ich mir als ein typisches Ergebnis bibliothekarischen Managements den auswärtigen Leihverkehr ansehe, dann wissen sie, was ich sagen will. (Lohse 1991, 346-347)

Während die neuen Modelle der Betriebsführung und -organisation, trotz der hier zitierten kritischen Stimmen, in weiten Teilen der fachlichen Öffentlichkeit zumindest als plausible Ergänzung des bibliothekarischen Aufgabenspektrums wahrgenommen wurden,<sup>75</sup> zeitigte die *technische* Entwicklung, die sich während desselben Zeitraums ausgehend von den neu gegründeten Hochschulen vollzog, teilweise bereits Forderungen nach einer völligen Neuausrichtung des Berufsbilds.

Stellvertretend sei in diesem Zusammenhang Rudolf Frankenbergers Aufsatz zum „EDV-Einfluß auf Ausbildung und Berufsbild des höheren Dienstes“ von 1993 genannt, in dem ein konstatierender Rückblick auf den bereits erfolgten Einfluss der elektronischen Datenverarbeitung auf das deutsche Bibliothekswesen gegeben wird:

Seit den 60er Jahren hat in Deutschland die EDV in die Bibliotheken Einzug gehalten. Begonnen wurde mit der Katalogisierung. Gewaltige Datenmengen sind seither erfasst [...] worden. Rasch hat man gemerkt, daß auch andere Bereiche durch EDV-Unterstützung optimiert werden können, bzw. daß nur so der Leistungsstandard der Bibliotheken zu erhalten ist. [...] Inzwischen gilt, daß die tägliche Arbeit in unseren Bibliotheken stark von der EDV beeinflusst wird, ja zunehmend von ihr abhängt. [...] Titelaufnahme, Sacherschließung, Information, Aus- und Fernleihe, Publikumskatalog und an einigen Stellen Erwerbung stehen still, wenn die EDV ausfällt. Die Aufgabe diese Systeme zu betreuen und weiterzuentwickeln, erhält steigende Bedeutung. In den Bibliotheken sind auf einmal EDV-Planer, Programmierer und Operateure. Die EDV beeinflusst und wandelt das traditionelle Berufsbild. (Frankenberger 1993, 317)

Nachdem der Computerarbeitsplatz somit zu Beginn der 90er Jahre bereits zur bibliothekarischen Realität geworden war,<sup>76</sup> begann man kurz darauf auch schon, die Relevanz eines neuen Mediums für den Berufsalltag zu erahnen: des World Wide Webs. Es ist interessant zu sehen, dass die Tendenz, die Verblüffung angesichts der neuen medialen Möglichkeiten in Form luftiger, quasi-utopischer Szenarien zum Ausdruck zu bringen, auch vor dem als eher spröde verrufenen deutschen Bibliothekswesens nicht halt machte. Im Fokus stand hierbei stets die Hoffnung, dem Bibliothekar könnte in der schönen neuen Medienwelt die Rolle eines „Navigators“ zukommen. So hatte etwa Walther Umstätter schon 1992, also

---

<sup>75</sup> Die Debatte um das Bibliotheksmanagement sollte 1998 im Rahmen des verbalen Schlagabtauschs im *Bibliotheksdienst* erneut aufgenommen werden; vgl. hierzu das folgende Subkapitel.

<sup>76</sup> ... die es jetzt allerdings noch in den Ausbildungskanon zu integrieren galt (vgl. Frankenberger 1993, 318 f.).



noch vor dem Siegeszug des Webs und in einem allgemeinen informationswissenschaftlichen Kontext, von der „Chance“ geschwärmt, die sich für die Bibliotheken „im Informationsmanagement und speziell im Informations-Ressourcen-Management“ böte (Umstätter 1992, 266).<sup>77</sup>

Bereits auf das Web bezogen war hingegen der von Claudia Lux auf der IFLA-Konferenz 1995 gehaltene Vortrag mit dem bezeichnenden Titel „Vom Bibliothekar zum Cybrarian – die Zukunft des Berufs in der virtuellen Bibliothek“, in welchem der „Bibliothekar der Zukunft“ unter anderem als „Sammler und Jäger“ bzw. „Rettungsschwimmer in elektronischen Informationsnetzen“, als „Koordinator“, „Netzknigge“ sowie „Zensor oder Info-TÜV“ charakterisiert wird (vgl. Lux 1995, o. S.). Lux vernimmt in Anbetracht der wenig strukturierten Beschaffenheit des Webs einen „Ruf nach Ordnung“ (ebd.) und natürlich ist es niemand anderes als der Bibliothekar oder „Cybrarian“, der diesen Job zu erledigen habe:

Viele dieser futuristischen Visionen entsprechen der Vorstellung von einer Bibliothekarin als guter alter Ordnungskraft. Ordnung schaffen, wo andere, Autoren und ihre Leser, im Internet Chaos produzieren. Und dies zu einem Zeitpunkt, da die Bibliothekare gerade hofften, mit der automatisierten Bibliothek das Ordnen endgültig den Computern übertragen zu können. Es herrscht schon Informationsexplosion, Informationschaos in den elektronischen Netzen. Eine neue Dimension von Ordnung, die wenig mit der herkömmlichen vergleichbar ist, wird entstehen. Die Retterin, die Bibliothekarin soll die Rolle der Ordnungsfunktion in der virtuellen Informationswelt übernehmen. Sie soll die Informationen analysieren, ein kontrolliertes Informationsnetzwerk aufbauen, virtuelle Informationswelten sichten und bewahren und nach ihnen recherchieren. [...] Diese Ordnungsfunktion auszuüben wird allerdings von einigen Autoren für sehr schwierig, wenn nicht unmöglich gehalten; denn „im Unterschied zur physikalischen Raum-Zeit-Dimension ist Cyberspace qua definition unbegrenzt. Unsere Versuche das Territorium zu zähmen werden immer durch menschliche Kreativität und Kommunikation übertroffen“. (ebd.)

Letztere Einschränkung, ergänzt um das Faktum der 1995 nur erahnbaren gewaltigen Datenfülle, sollte diese „futuristische Vision“ leider platzen lassen. Am ehesten noch sind Bibliothekare heute im von Lux genannten Bereich der „Bewahrung“ von Online-Medien beteiligt (vgl. Projekte wie Nestor oder Kopal), die „Rettung“ der Menschheit mittels einer „neuen Dimension von Ordnung“ (op. cit.) blieb jedoch im Stadium bescheidener Linklisten stecken, worüber auch ausgefeiltere Modelle wie virtuelle Bibliotheken oder

---

<sup>77</sup> Zur etwa zeitgleich im Zusammenhang mit dem Aufkommen neuer Medienformen verstärkt artikulierten Befürchtung, die Bibliotheken könnten zukünftig generell überflüssig werden, findet Jochum in der *Kleinen Bibliotheksgeschichte* erfreulich klare Worte: „[M]it dem ‚Ende des Buches‘ [...] sah man das ‚Ende der Bibliotheken‘ nahen, die angesichts neuer Informationstechniken bald von niemandem mehr gebraucht würden. Nur wenn die Bibliotheken nicht mehr länger auf Bücher und Zeitschriften fixiert wären, sondern sich als Einrichtung des ‚Informationsmanagements‘ betrachteten, hieß es, könnten sie ihrer Antiquiertheit entgehen und in Zukunft mehr sein als Archiv des historisch vergehenden Informationsspeichers Buch. Diese Prophezeiung hat sich indessen nicht erfüllt ...“ (Jochum 1999, 194). Einzuwenden ist allerdings, dass der hier aus kulturpolitischen Gründen postulierte Gegensatz „Archiv“ vs. „Informationsmanagementbetrieb“ wenig hilfreich ist, die Lösung kann nur in der Integration beider Komponenten liegen (access *plus* holdings).

„Wissenschaftsportale“ nicht hinwegzutäuschen vermögen, die de facto für die Rechercheaktivitäten von Bibliothekskunden kaum eine Rolle spielen.<sup>78</sup>

Nicht erst mit Lux' Beitrag kehrte schließlich auch die Unsitte der Auflistung von vermeintlich zum Bibliothekar prädestinierenden Charaktereigenschaften in die Berufsbilddebatte zurück – nunmehr unter den Vorzeichen des dynamischen Managers und innovativen Medienexperten. Bereits 1980 hatte Franz-Heinrich Philipp ein „anspruchsvolle[s] Spektrum der wünschenswerten Eigenschaften des einzustellenden Bibliotheksreferendars“ benannt (Philipp 1980, 131), das unter anderem „Initiative“, „Belastbarkeit“, „Kontaktfreude“ und „Flexibilität“ umfasste (ebd.). Auch Frankenberger legte den am Bibliothekarsberuf interessierten Lesern der *Blätter zur Berufskunde* nicht nur die Ebert-Leyhsche „breite Allgemeinbildung und ein fächerübergreifendes Interesse“ ans Herz (Frankenberger 1988, 15), sondern forderte von ihnen auch „Problembewußtsein, Innovationsbereitschaft, aktive und passive Kritikfähigkeit, Führungs- und Durchsetzungsvermögen und Handlungskompetenz“ (ebd., 18). Einen ähnlichen Ton schlug Hans-Peter Geh an: „Die introvertierte, kontaktscheue Spitzwegfigur ... ist längst nicht mehr gefragt. Konkret ist an die belastbare, weltoffene, kontaktfreudige und flexible Persönlichkeit gedacht“ (zitiert nach Totok 1987, 194). Claudia Lux schließlich zog aus dem Umstand der neuen kooperativen Arbeitsweise den Schluss, dass zum Beispiel „die wissenschaftliche Bibliothekarin, die einsam über ihrem neuen Schlagwort brütet“ oder „der perfekte Katalogisierer, der isoliert die richtige RAK-Aufnahme macht [...] zu den aussterbenden Spezies gehören müssen“ (Lux 1995, o. S.).

Sicherlich eine größere Bedeutung als fragwürdigen Aussagen zum Charakter des Bibliothekars kommt der Frage der Abgrenzung des höheren vom gehobenen Dienst zu, die durch die beschriebenen Veränderungen des Berufsalltags seit den frühen 90er Jahren an Brisanz gewann. Einen Eindruck von der sich abzeichnenden Legitimationskrise des bibliothekarischen Laufbahngelbes gibt Lux, wenn sie von einer „tiefgehenden Veränderung der Werte, der einmal festgelegten Strukturen“ spricht (ebd.), die dazu führe, dass „jede Gruppe nun ihre neue oder überhaupt eine Position in der zukünftigen elektronischen Bibliothek sucht“ (ebd.). Im Rahmen der „Positionssuche“ des höheren Dienstes war es sicherlich unvermeidlich, dass auch das Ur-Thema der Berufsbilddebatte, die Wissenschaftlichkeit des bibliothekarischen Tuns, zu einer erneuten Renaissance kam. In den

---

<sup>78</sup> Vgl. z. B. die Nutzungszahlen von *Vascoda*. Uwe Rosemann, Sprecher des Projekts, wird von Bruno Bauer wie folgt zitiert: „Grundsätzlich sei gesagt: vascoda hat keine Anti-Google-Strategie; es geht nicht darum, Google Konkurrenz zu machen (dies könnten wir m. E. auch gar nicht)“ (Bauer 2005, 12). Dieser Realismus ist zwar löblich, die Zahl von 6500 monatlichen *Vascoda*-Zugriffen (vgl. ebd.) erscheint im Vergleich aber dennoch deprimierend.

*Blättern zur Berufskunde* hatte Frankenberger noch 1988 das akademische Fachstudium als unabdingbare Voraussetzung beispielsweise für den Bestandsaufbau („Entscheidung über die Erwerbungswürdigkeit des angebotenen Materials“) und die Bestandserschließung („Beherrschung der einschlägigen Terminologie“) gepriesen. Nur 5 Jahre später gesteht er ein, dass beide Bereiche inzwischen durch automatisierte und kooperative EDV-gestützte Verfahren vereinfacht würden und in Teilen ohne weiteres auch durch den gehobenen Dienst übernommen werden könnten (vgl. Frankenberger 1993, 317-318). Zum selben Schluss kommt Jochum 1993 in „Das Berufsbild des höheren Dienstes“, wenn er konstatiert, dass „diese spezifischen Tätigkeitsfelder [...] bereits unter Druck geraten sind und verstärkt unter Druck geraten werden und ein Übergang dieser Tätigkeiten vom höheren auf den gehobenen Dienst sehr wahrscheinlich ist“ (Jochum 1993, 330).<sup>79</sup>

Was bleibt also, welche Rolle sollte der wissenschaftliche Bibliothekar fortan spielen? Für *seinen* Part in der *Bibliotheksdienst*-Debatte von 1998 läuft sich Jochum schon einmal warm, indem er die Plausibilität des „klassischen Arguments“ (ebd., 331) herausstellt, dass der Bibliothekar an wissenschaftlichen Bibliotheken „als Sachwalter wissenschaftlicher Interessen auftritt und deshalb wissenschaftlich qualifiziert sein muß“ (ebd.).<sup>80</sup> Eine Legitimation des höheren Bibliotheksdienstes könne freilich nur gelingen, wenn auch die Wissenschaftlichkeit seiner konkreten Praxis endlich stärker betont und der Kanon der als wissenschaftlich charakterisierten Tätigkeiten erweitert werde:

In der Tat führt die Vorstellung, Bibliothekare sollten wissenschaftlich arbeiten, sehr schnell in eine Zwickmühle. Während die Anhänger dieser Auffassung hier eine endliche Befreiung von der Fron des Alltags sehen, wittern die Gegner nichts weiter als ein Manöver zur Flucht vor ebendiesem Alltag. [...] ‚Partizipation in den Wissenschaften‘ [hingegen] heißt: *als Bibliothekare* in den Wissenschaften partizipieren. Da dieser Begriff beide Pole der wissenschaftlichen bibliothekarischen Tätigkeit in sich aufnimmt, ist er inhaltlich nach beiden Seiten offen: Er schließt Veröffentlichungen und Lehrtätigkeit mit bibliotheks- und fachwissenschaftlichen Themen ein; er umfasst Einführungskurse in wissenschaftliches Arbeiten und Bibliotheksbenutzung [...] er lehnt Editionsarbeiten nicht ab und ist für das weite Feld der Ausstellungen und Öffentlichkeitsarbeit offen ... (ebd., 332)<sup>81</sup>

---

<sup>79</sup> Beide Autoren betonen zudem, dass auch der Bereich der Leitung keineswegs mehr per se eine Domäne der wissenschaftlich ausgebildeten Beamten sei (vgl. Jochum 1993, 331; Frankenberger 1993, 318). Abteilungsleitungen durch Diplombibliothekare etwa waren längst erfolgreiche bibliothekarische Realität – trotz der mangelnden Ausbildung für diesen Bereich (in allen Laufbahngruppen).

<sup>80</sup> Ganz ähnlich liest sich Winfried Göderts „Versuch einer normativen Berufsbildbeschreibung“, in dem vom Fachreferenten ebenfalls als „Sachwalter und Garant für die angemessene und sachgerechte Berücksichtigung der bibliothekarischen Bedürfnisse der Fachgebiete, die er zu betreuen hat“ die Rede ist (Gödert 1992, 58). Auch Frankenberger spricht davon, dass der höhere Dienst in Zukunft stärker die Funktion einer „Schaltstelle zwischen Bibliothek und Wissenschaft“ einnehmen müsse (Frankenberger 1993, 318). Das Argument wird 1998 von Heinz Oehling und Uwe Jochum wieder aufgenommen werden, vgl. dazu das folgende Subkapitel.

<sup>81</sup> Wie ernst es Jochum mit seiner Forderung nach der Übernahme von Lehraufgaben ist, belegt eine Fußnote, in der es heißt: „Am nächsten kommt dieses Modell dem des akademischen Rats (oder Oberrats), der innerhalb der Fakultät Verwaltungsaufgaben erledigt, aber auch ein reduziertes Lehrdeputat hat. In einem

Da die Praxis im Sinne der allgemein-bibliothekarischen Kernaufgaben (Erwerbung, Erschließung) immer mehr zur „Domäne des gehobenen Dienstes“ werde (ebd.), müsse der höhere Dienst sich verstärkt in den benannten wissenschaftlich besetzten Feldern engagieren und die Routineaufgaben „getrost dem gehobenen Dienst über[lassen]“ (ebd., 333).<sup>82</sup>

Tatsächlich befanden sich die wissenschaftlichen Bibliothekare seit den 70er Jahren sogar in einer Art „Zweifrontenkrieg“: Eine weitere Bedrohung ihrer beruflichen Legitimation erwuchs ihnen mit der insbesondere an vielen einschichtigen Bibliotheken gängigen Praxis, die Erwerbungsentscheidungen in enger Abstimmung mit den jeweiligen Fachbereichen zu treffen. Schon 1979 hatte Manfred Pape beklagt, dass „der Fachreferent immer stärker die Rolle eines akademischen Buchhändlers spielen muß. Seine Tätigkeit erschöpft sich weitgehend im Besorgen von Literatur und in der angestregten Berücksichtigung von Benutzervorstellungen und –wünschen“ (Pape 1979, 154).<sup>83</sup> Hinsichtlich der bibliothekarischen Königsdisziplin, dem „wichtigsten Kapitel der Tätigkeit einer Bibliothek“ (Leyh 1961[1958], 61), schien manch einem ein Rückfall in die wenig erbaulichen Zustände an den „Professorenbibliotheken“ zu drohen, worauf man dementsprechend empfindlich reagierte:

Wenn in den zurückliegenden 10 Jahren selbst Bibliothekare glaubten feststellen zu müssen, die Prädominanz der Kaufentscheidung läge zukünftig bei den Professoren und Instituten, weil diese bessere Sachkenntnis und besseren Überblick über *ihr* Fach hätten, so muß auch dem einmal deutlich widersprochen werden und das nicht nur aus berufsständischer Sicht. Der bessere Überblick über die großen Sachgebiete und alle Randzonen, die ständige Berührung mit Neuerscheinungen, die fehlende

---

solchen Modell sind also beide Seiten der Medaille [...] institutionalisiert, ohne daß ‚wissenschaftliche Tätigkeit‘ sofort im Sinne von ‚publish or perish‘ verstanden werden muß. Die deutschen Bibliothekare, die doch sonst so gerne auf Amerika schauen, sollten es vielleicht auch einmal hier tun. Dann könnten sie erstaunt feststellen, daß ca. 80 % unserer Kollegen in den USA Fakultätsstatus erlangt haben“ (Jochum 1993, 334n16). Auch Wilhelm Totok versprach sich von einer stärkeren Integration des wissenschaftlichen Bibliotheksdienstes in das allgemeine Hochschulgeschehen eine „sinnvolle Nutzung [...] der fachwissenschaftlichen Kapazität der Fachreferenten“ (Totok 1987, 198).

<sup>82</sup> Um eine Klärung der Frage „Welche bibliothekarischen Tätigkeiten verlangen also die [...] wissenschaftliche Ausbildung?“ kümmern sich auch Hinrich Vollers und Eberhard Sauppe in ihrer *Arbeitsplatzbewertung für den wissenschaftlichen Bibliotheksdienst* (vgl. Vollers/Sauppe 1997, 25). Da sie sich, im Gegensatz zu Jochum, nur mit dem Status quo auseinandersetzen, beschränken sich die Autoren der Studie wiederum auf die traditionell dem höheren Dienst vorbehaltenen Tätigkeiten, allen voran die „wissenschaftlich fundierte Literatursauswahl“ und die „fachgerechte inhaltliche Erschließung der Literatur“ (ebd., 27). Auf eine Abgrenzung zum gehobenen Dienst wird hier kaum eingegangen, da ganz auf das „klassische Argument“ (op. cit.) vertraut wird: Dass nur der höhere Dienst für die Erledigung besagter Aufgaben in Frage kommt, scheint für Vollers und Sauppe festzustehen. Schließlich handele es sich um Tätigkeiten, „welche die mit einem wissenschaftlichen Hochschulabschluß erworbene Fähigkeit erfordern, selbst wissenschaftlich zu arbeiten oder in wissenschaftlich fundierter Weise berufliche Aufgaben zu erfüllen oder aufgrund der im Studium erworbenen speziellen und allgemeinen Kenntnisse Voraussetzungen für wissenschaftliche Arbeit zu schaffen. [...] Die typischen Funktionen des bibliothekarischen Fachreferats [...] basieren in der Regel unmittelbar auf der im Hochschulstudium erworbenen wissenschaftlichen Qualifikation und bauen in der Regel auch dann darauf auf, wenn sie über das engere Studiengebiet der Referentin/des Referenten hinausgehen“ (ebd., 25-26).

<sup>83</sup> „Solcherart in das Spannungsverhältnis Besorger-Benutzer eingezwängt“, fährt Pape fort, „bieten das behütete Glasperlenspiel der Klassifizierung bzw. Systematisierung und die Vergabe von Schlagwörtern und Notationen eine letzte Referenten-Oase“ (Pape 1979, 154).

Einengung auf ein Spezialgebiet und die damit verbundene Ablehnung anderer Schulen (oder Theorien), all das spricht für den Bibliothekar. (Lohse 1991, 343)

Für welchen Typus des Bibliothekars dies spricht – daran lässt Lohse ein Jahr später keinerlei Zweifel, wenn er den hohen Anspruch des Bestandsaufbaus mittels eines Umkehrschlusses schnoddrig aber treffend hervorhebt: „Um ‚alles‘ zu kaufen (zu erwerben) bedarf es keiner übermäßigen intellektuellen Anstrengungen, auch keines zehnsemestrigen Studiums, um Lehrbücher nach der Benutzungsfrequenz zu bestellen“ (Lohse 1992, 48).

Zusammenfassend (und ergänzend) lässt sich die in mancherlei Hinsicht prekäre Lage des wissenschaftlichen Bibliotheksdienstes in den 90er Jahren mit Hans-Jürgen Kuhlmeier – der sich und seinen Kollegen 1992 in einem gleichnamigen Beitrag die Frage „Quo vadis Berufsstand?“ stellte – wie folgt beschreiben:

Fachreferententätigkeit in Nicht-Studienfächern, Übertragung von Managementfunktionen, für die keine oder nur eine unzureichende Ausbildung stattgefunden hat, Übertragung solcher Funktionen aus Beförderungszwängen und nicht aus Gründen der Kompetenz oder persönlichen Qualifikationen [... m]angelnde Motivation durch die Direktionen, in Verbindung mit geringen Aufstiegsmöglichkeiten [– all dies] führt zu Frustrationen und zur Flucht in durchaus sinnvolle Aktivitäten wie Ausstellungen oder eben stille Immigration. (Kuhlmeier 1992, 206-207)

Ob die neuerliche kollektive Reflektion derselben Sachverhalte im Rahmen des Disputs, der 1998 im *Bibliotheksdienst* ausgetragen wurde, an diesen Missständen etwas zu ändern vermochte, darf mit Blick auf die heutige Situation bezweifelt werden. Zumindest aber widerlegten die zahlreichen Wortmeldungen während des besagten Jahres Lohses Behauptung, dass der Streit um das Berufsbild „breite Kreise unseres Berufsstandes [...] ziemlich unberührt“ lasse (Lohse 1992, 38). Jenseits von „Frustration“ und „Flucht“ (op. cit.), zeigte sich der Berufsstand mehr denn je zu einer Auseinandersetzung mit der ihm eigenen Problematik bereit.

### **3.5 FACHINFORMATION VS. MANAGEMENT:**

#### **DIE DEBATTE IM BIBLIOTHEKSDIENST VON 1998**

Akuter Ausgangspunkt für den neuerlichen publizistischen „Showdown“ war ein 1997 veröffentlichter Erlass der nordrhein-westfälischen Landesregierung, mit dem eine Neustrukturierung der Ausbildung für den höheren Bibliotheksdienst vorbereitet wurde.<sup>84</sup> Bereits zuvor, nach dem ersten Publikwerden der betreffenden Pläne, hatte Uwe Jochum diese und die ihnen inhärente Tendenz, wissenschaftlichen Bibliothekaren ein erweitertes Betätigungsfeld auf dem „globalen Informationsmarkt“ zu ermöglichen (Jochum 1998, 241), in mehreren Aufsätzen kritisiert (vgl. ebd., 246n1). Im zweiten Heft des *Bibliotheksdienst* von 1998 erfolgte nun eine weitere Stellungnahme Jochums (unter dem Titel „Die Situation des höheren Dienstes“), die laut Bekunden des Verfassers den unmittelbar darauf folgenden „12 Thesen zur Zukunft des Fachreferenten“ Helmut Oehlings helfen sollte, „ihr volles Gewicht [zu] entfalten“ (ebd., 242).

In seinem „Präludium“ zu Oehlings Beitrag verortet Jochum die aktuelle Thematik zunächst im historischen Kontext, indem er ein knapp die „Erfolgsgeschichte“ wie auch die „Problemgeschichte des höheren Dienstes“ umreißt (ebd.). Letztere wird erwartungsgemäß ausführlicher abgehandelt und anhand des „dreifachen Preis[es]“, der für die erfolgreiche Institutionalisierung des Bibliothekarberufs gezahlt worden sei, beleuchtet:

- Die wissenschaftlichen Tätigkeiten seien immer mehr vernachlässigt worden und inzwischen zu einem „lästige[n] Appendix der ‚eigentlichen‘ organisatorischen Arbeit“ verkommen, welche freilich „billiger vom gehobenen Dienst oder professioneller von gelernten Managern“ verrichtet werden könne (ebd., 243)
- Die „bis heute nicht überwundene Zweischichtigkeit an vielen deutschen Bibliotheken“ symbolisiere die komplizierte Beziehung von Bibliothek und Wissenschaft (ebd.)
- Die bisherige, vom Laufbahnrecht diktierte Bibliotheksorganisation resultiere in einer im Kern „verquere[n] Form der Arbeitsteilung“, die aber durch die „Ambitionen des gehobenen Dienstes“ sukzessive ins Wanken gebracht werde (ebd., 244)

All dies indiziert für Jochum eine Legitimationskrise des höheren Dienstes, dessen „mit der akademischen Prüfung erworbene[] Laufbahnpfründe“ (ebd.) nun noch zusätzlich durch die (in Nordrhein-Westfalen) vorgesehene Ablösung des traditionellen Referendariats durch nicht institutionell verankerte Zusatzstudiengänge bedroht würden. Als Strategie des Umgangs mit

---

<sup>84</sup> Die Entwicklung resultierte im Jahre 2002 für das Land NRW letztlich in der Abschaffung der Referendarausbildung und der Einrichtung des Master-Zusatzstudiengangs „Bibliotheks- und Informationswissenschaft“ an der Fachhochschule Köln, in dessen Rahmen auch die vorliegende Arbeit entstand. Zum Beginn dieses Prozesses, vgl. Oßwald 1997.

der Problematik empfiehlt Jochum eine grundlegende Umbesinnung: Die Möglichkeit einer totalen Trennung von Bibliothek und Wissenschaft stelle seit jeher eine „Illusion“ dar (ebd., 245) – man müsse endlich anerkennen, dass „der wissenschaftliche Bibliothekar eine aus der Wissenschaft kommende und auf sie bezogene Tätigkeit ausüb[e]“ (ebd., 241-242), und folgerichtig eine „Erneuerung der Verbindung von bibliothekarischer und wissenschaftlicher Arbeit“ anstreben (ebd., 245). Statt zum Beispiel Leitungsfunktionen überzubetonen, gelte es, „das Adjektiv ‚wissenschaftlich‘“ wieder ernst zu nehmen (ebd., 245).

Auch Helmut Oehling sieht den Beruf „an einem Scheideweg“ und spricht von „kritische[n] Anfragen an die weitere Legitimation unseres Berufsstandes, denen wir uns stellen müssen“ (Oehling 1998a, 247). Im Titel seines Beitrags, der im *Bibliotheksdienst* unmittelbar an den von Jochum anschließt, stellt Oehling die Frage „Wissenschaftlicher Bibliothekar 2000 – quo vadis?“, wobei im Text letztlich nur zwei solcher möglicher „Bewegungsrichtungen“ benannt werden: Es gehe um die Entscheidung, „ob sich der wissenschaftliche Bibliothekar in seiner beruflichen Umgebung in erster Linie als Bibliotheksverwalter oder als Fachreferent und Informationsspezialist legitimiert“ (ebd., 248). Oehling lässt von Beginn an keinen Zweifel daran aufkommen, dass er die zweite Option bevorzugt. „[N]eben seinen weiter bestehenden klassischen Aufgaben“ – gemeint sein dürften hier Fachreferatsfunktionen wie Bestandsaufbau und inhaltliche Erschließung – müsse der Bibliothekar des höheren Dienstes „verstärkt zum Informationsspezialisten in den von ihm vertretenen Fächern werden“ (ebd.); der „Schwerpunkt seiner Präsenz“ müsse sich „weg von der Bibliothek“ und „in Richtung der Klientel (Fakultäten, Institute)“ bewegen (ebd.). Begründet wird diese Notwendigkeit in den ersten beiden von Oehlings darauf folgenden „12 Thesen“ mit dem Verweis auf die wissenschaftliche Arbeit als Kernkompetenz des höheren Dienstes:

**1.** Die primäre Legitimation des Berufs des wissenschaftlichen Bibliothekars liegt in dessen Aufgaben als Fachreferent und nicht in der Wahrnehmung von Verwaltungsfunktionen (Spannungsfeld)

[...] Das akademische Studium darf nicht länger als bloß formale Qualifikation für den Einstieg in die Laufbahn dienen [... D]ie fachlichen Qualifikationen müssen wesentlich stärker [...] in der Berufspraxis zum Tragen kommen. [...]

**2.** In seinen laufenden Routine-Verwaltungsfunktionen ist der wissenschaftliche Bibliothekar weitgehend substituierbar durch befähigte Diplombibliothekare, in seinen Fachreferatsaufgaben ist er es nicht. (ebd., 249)

Der Trumpf, der dem wissenschaftlichen Bibliothekar laut Oehling also bleibt, sozusagen sein Alleinstellungsmerkmal innerhalb der Bibliothekswelt, ist seine akademische Ausbildung, die im Bibliothekswesen zudem eine prinzipiell höhere berufspraktische Signifikanz besitze als in verwandten Bereichen des öffentlichen Dienstes (vgl. These 3; ebd., 250). Um als

Legitimationsargument dienen zu können, müsse dieser Trumpf jedoch im Berufsalltag auch tatsächlich ausgespielt werden. Dies wiederum erfordere zum einen von den wissenschaftlichen Bibliothekaren selbst eine „pro-aktiv[e]“ Haltung (ebd., 248), zum anderen aber auch entsprechende Bedingungen im Arbeitsgefüge der Bibliothek. Voraussetzung für den „Umstieg“ auf den „Fachreferenten 2000“ (ebd. 251, 254) sei die Schaffung von „freie[n] Kapazitäten“ – und „[w]oanders, als bei den Routine-Verwaltungsaufgaben könnten diese liegen?“ (ebd., 250). Dies erinnert auf den ersten Blick an Jochums latent überhebliche Einschätzung (1993, 33), die tägliche Routine könne getrost dem gehobenen Dienst überlassen werden, und auch die nach Befreiung von den täglichen Mühen begehrenden Autoren des frühen 20. Jahrhunderts werden hier – terminologisch wie inhaltlich – heraufbeschworen. Tatsächlich aber möchte Oehling keineswegs große Arbeitslasten auf bedauernswerte Diplombibliothekare abladen, sondern er sieht die Bedingungen für eine Entlastung der Fachreferenten bereits durch kooperative Arbeitsformen, etwa durch die Übernahme von Erschließungsfremdleistungen innerhalb der Bibliotheksverbünde, gegeben (vgl. These 4; Oehling 1998a, 251).

Das Herzstück von Oehlings Aufsatz ist jedoch seine fünfte These:

5. Der klassische Fachreferent, der „nur“ erwirbt und erschließt, hat keine Zukunft. Der neue Fachreferent tut dies auch, er vermittelt aber auch aktiv das, was er erwirbt, im Sinne einer aktiven Fachinformation.

Fachreferent 2000 = Fachreferent 1900 + aktive Fachinformation (ebd.)

Es ist Oehling hoch anzurechnen, dass er sein Konzept der „aktiven Fachinformation“ nicht als vagen Terminus für sich stehen lässt, sondern mit ganz konkretem Inhalt füllt. Genannt werden vor allem öffentlichkeitswirksame Tätigkeiten wie Schulungen, Beratungsleistungen, Ausstellungen – kurzum: „Der künftige Fachreferent muß lernen, die ‚Ware‘ Information [...] besser ‚zu verkaufen‘ als bisher. Er muß verstärkt um seine Klientel werben ...“ (ebd., 252).<sup>85</sup> Es wird deutlich, dass es Oehling eben nicht primär um eine „Befreiung von der Fron des Alltags“ geht (Jochum 1993, 332); sein „Fachreferent 2000“ sieht sich vor durchaus anspruchsvolle und aufwändige neue Aufgaben gestellt. Er soll (laut These 6) nicht weniger als der „Informationsspezialist der Universität“ werden, schließlich sei er „der einzige

---

<sup>85</sup> Die „Ware Information“ umfasst für Oehling auch „das gesamte Repertoire neuer Techniken und Medien“ (Oehling 1998a, 248). Weitere Beispiele für potentielle Aufgabenbereiche, wie die Forschungsevaluation mittels szientometrischer Verfahren, nennt Oehling, wohl auch als Reaktion auf die Kritik an seinen „12 Thesen“, in „Die aktive Fachinformation als Herausforderung und Chance für den Wissenschaftlichen Bibliothekar“ (vgl. Oehling 1998b). Unterstützt wird er im Folgejahr von Klaus Oberdieck, der, ebenfalls im *Bibliotheksdienst*, ein (auf Kurse für Oberstufenschüler abgestelltes) „Plädoyer für die Außenorientierung“ der wissenschaftlichen Bibliothekare hält – wohlgemerkt „vor dem Hintergrund ihrer spezifischen wissenschaftlichen Ausbildung“ (Oberdieck 1999, 775).



Mitarbeiter der Universität, der das gesamte Spektrum der Fachinformation kennt“ (Oehling 1998a, 252).<sup>86</sup>

Immer wieder betont Oehling, dass ein solcherweise erneuertes Berufsbild die aktive Partizipation des einzelnen wissenschaftlichen Bibliothekars erfordere. So heißt es beispielsweise in These 7, die Wissenschaftler „erwarte[te]n (warten auf) die Aktivitäten des Fachreferenten“, von dem folgerichtig die „ersten Schritte“ ausgehen müssten (ebd., 252). Nicht akzeptabel sei es, wenn das „angebliche[] Desinteresse seitens der Fakultäten als Alibi für Passivität“ herangezogen werde (ebd.). Die „physische Präsenz“ des Fachreferenten (ebd., 253) sei für den Erfolg seines fachinformatischen Wirkens ausschlaggebend (vgl. These 8; ebd.). Unabdingbar seien außerdem entsprechende Fortbildungsmaßnahmen (vgl. These 9; ebd.) und nicht zuletzt auch eine grundlegende Reform der Ausbildung zum höheren Bibliotheksdienst (vgl. These 11; ebd., 254), um den „Fachreferenten 2000“ überhaupt erst in die Lage zu versetzen, den neuen Ansprüchen gerecht zu werden. Schließlich sei – These 10 – eine „Abkoppelung der Besoldungskriterien von der Wahrnehmung von Verwaltungsaufgaben“ nötig (ebd., 253), damit für das erwünschte Engagement auch materielle Anreize geschaffen werden könnten. Das überoptimistische, aber strategisch überzeugende Fazit Oehlings lautet:

12. Der Fachreferent 2000 ist unverzichtbar für Wissenschaft und Lehre und damit frei von allen Legitimationsproblemen seines Berufsstandes. Er erreicht Akzeptanz durch Kompetenz. (ebd., 254).

Als wenig überzeugt von Oehlings sympathischer Zukunftsvision erwiesen sich jedoch manche unter seinen Berufskollegen: „Wissenschaftlicher’ Bibliothekar 2000 – Hic Rhodus, hic salta!“ überschrieben namentlich Peter te Boekhorst, Harald Buch und Klaus Ceynowa ihre „Bemerkungen zu Helmut Oehlings Thesen zur Zukunft des Fachreferenten“ (so der Untertitel ihres Aufsatzes), die in Heft 4 des *Bibliotheksdienst* erscheinen sollten.<sup>87</sup> Das Münsteraner Autorentrio betont sehr stark den Verwaltungs- und Managementaspekt des bibliothekarischen Berufsbildes und kann in der Debatte des Jahres 1998 somit als Counterpart zum Gespann Jochum/Oehling gelten, dessen Forderungen nach mehr Wissenschaftlichkeit hier eine „bedrückende Praxisferne“ (te Boekhorst et al. 1998, 688) attestiert wird:

---

<sup>86</sup> Hier hätte sich Oehling die Worte seines bibliothekarischen Vorgängers Heinrich Reinhold vom Jahrhundertbeginn zu Eigen machen können: „Was wir erstreben, sind keine äußeren Vorteile, sondern eine Vertiefung unserer Berufsarbeit. Es handelt sich vielmehr um Erweiterung unserer Pflichten, als unserer Rechte. Wenn uns die Bequemlichkeit über alles ginge, hätten wir keinen Anlaß, eine Änderung herbeizusehnen, die unsre Kräfte erheblich mehr anspannen muß“ (Reinhold 1909, 18).

<sup>87</sup> Die Redensart „Hic Rhodus, hic salta!“, wörtlich mit „Hier ist Rhodos, hier springe!“ zu übersetzen, fordert zum Beweis einer behaupteten Fähigkeit auf.

Die Verfasser sind der Überzeugung, daß die publizierten Thesen kaum etwas mit den tatsächlichen Leistungsanforderungen universitärer Entscheidungsträger an den höheren Bibliotheksdienst zu tun haben. Indem die Thesen die Arbeit des Fachreferenten als irgendwie „wissenschaftliche“ Tätigkeit beschreiben, unterstellen sie ein Aufgabenspektrum, für das der Bibliothekar weder Auftrag noch Legitimation besitzt. [...] Sie fordern ein Fachspezialistentum, das zur Bewältigung der informationstechnischen wie betriebswirtschaftlichen Anforderungen, denen sich die Hochschulbibliothek der Zukunft zu stellen hat, eher hinderlich sind. (ebd.)<sup>88</sup>

Die berufsalltägliche Realität des wissenschaftlichen Bibliothekars gestaltet sich im Münster des Jahres 1998, denn auf ihre eigenen Erfahrungen stützen sich die Autoren (vgl. ebd., 688), offensichtlich recht unbibliothekarisch: Die Erwerbungscompetenz liege komplett bei den Fachbereichen und überhaupt seien klassische Fachreferatsaufgaben kaum noch an der Tagesordnung (vgl. ebd., 689). Vielmehr widme man sich nun primär dem „vielfältige[n] Tätigkeitsspektrum der Bibliotheksverwaltung [...] ein äußerst spannendes und anregendes Aufgabenfeld“ (ebd., 690). Somit unterlägen Oehling und Jochum einem völlig „überholte[n] Verständnis“ (ebd., 689) der Bibliothekswelt. Oehlings „diffuses Unbehagen“ (ebd., 692) über moderne Managementmethoden könne nicht darüber hinwegtäuschen, dass es sich bei Bibliotheken inzwischen um „Betriebe“ handle, deren „klare[r] Serviceauftrag“ in der „nachfragegerechten, zeiteffizienten und kostenoptimalen Bereitstellung von Informationsressourcen“ bestehe (ebd.) und in denen für fachwissenschaftlich orientierte Spezialisten kein Platz mehr sei (vgl. ebd., 691). Den „sich abzeichnenden Rückzug des ‚Fachreferenten‘“ werde man freilich keineswegs „mit Tränen begleiten“ (ebd., 692).

Ob die hier vorgetragene Anbietung an betriebswirtschaftliche Zeitgeisttendenzen eine attraktivere Alternative zu dem Jochum und Oehling unterstellten Konservativismus (vgl. ebd., 691) darzustellen vermag, muss jedoch bezweifelt werden. Außerdem ist die Unterstellung, zumindest was Oehling betrifft, schlichtweg nicht zutreffend. Wenn te Boekhorst et al. bei diesem das Eingeständnis der Notwendigkeit „permanenter Neuorientierung, Flexibilität und kreativer Anpassung an sich stetig wandelnde Herausforderungen“ so schmerzlich vermissen (ebd.), scheinen sie den Gehalt der „12 Thesen“ nur mangelhaft erfasst zu haben. Genau darum, um eine „Anpassung an neue Herausforderungen“, geht es schließlich bei dem Modell des „Fachreferenten 2000“. Auch die von te Boekhorst et al. so vehement eingeforderten „Dienst- und Serviceleistungen für

---

<sup>88</sup> Was natürlich prompt die Frage aufwirft, warum dann als Mitarbeiter für den höheren Bibliotheksdienst nicht nur noch Betriebswirte eingestellt werden sollen. Andersherum gefragt: Was qualifiziert eigentlich den promovierten Philosophen Ceynowa oder den Diplom-Sozialwissenschaftler Buch für das Management des „Betriebes“ Bibliothek – neben dem Umstand, dass sie nach eigenem Verständnis dem „Mekka des modernen Bibliotheksmanagements“ (Friedl 2002, 1695) entstammen? Die disziplinäre Verwirrung, die dem Kernargument von te Boekhorst et al. innewohnt, wird, überspitzt aber prägnant, von Wolfgang Giella auf den Punkt gebracht: „Soll man sich also nicht wundern, wenn jemand von einem Romanisten an der Lunge operiert wird?“ (Giella 2001, 8n8).

Forschung und Lehre“ (ebd.) werden in Oehlings Konzept sehr wohl abgedeckt. Warum der „Fachreferent 2000“, der „fachbezogene[] Benutzerschulungen“ durchführt, „in Fragen des technischen Know-how[s] neuer Medien“ berät, hochschulinterne PR betreibt usf. (Oehling 1998, 251), nicht „mehr zu bieten hat als der klassische Fachreferent“ (te Boekhorst et al. 1998, 692), bleibt ein Münsteraner Geheimnis.<sup>89</sup>

Genüsslich machen sich denn auch Jochum und Oehling in ihrer Erwiderung „Die das falsche Steckenpferd reiten“ an die Dekonstruktion des Aufsatzes ihrer Opponenten. Die stillschweigende Implikation, der höhere Dienst sei zur Bewältigung von Leitungs- und Managementaufgaben per se besonders befähigt (vgl. Jochum/Oehling 1998, 859)<sup>90</sup>, wird ebenso in Frage gestellt wie die generelle Tendenz, die Bibliotheksverwaltung überzubewerten (vgl. ebd., 860):

Der nun fast dreißigjährige Siegeszug des Managementgedanken hat den Bibliotheken nämlich eine Fixierung auf verwaltungstechnische Binnenabläufe beschert, so daß nahezu sämtliche bibliothekarischen Profilierungen auf die Bibliothek als „Betrieb“ gerichtet sind, wobei man gerne übersieht, daß die Verwaltung der Bibliothek nur eine abgeleitete Funktion ihrer wissenschaftlichen und Dienstleistungsaufgaben ist. Auf Grund dieser verkehrten bibliothekarischen Fixierung hat man aber lange schon keine Zeit mehr für die eigentlichen Aufgaben, wie sie insbesondere in den Fachreferaten zutage treten: diese sind vielen wenig mehr als ein lästiger Appendix auf dem Weg nach oben, wo die Bibliothek als moderner „Betrieb“ strahlend scheint. Da sich dieser leuchtende Schein aber als – Schein herausstellt, sollte man es einmal andersherum versuchen: mit einer Restitution der Inhalte. (ebd.)

Konkret käme es darauf an, die Bibliotheken sozusagen als Horte fachlicher Expertise „gerade auch in der Konkurrenz zu neuen Informationsanbietern“ zu positionieren (ebd., 865). Die Angehörigen des höheren Bibliotheksdienstes sollten sich, indem sie wissenschaftliche Dienstleistungen auf hohem Niveau erbringen, an dieser Aufgabe beteiligen – anstatt „die

---

<sup>89</sup> Letztlich haben wir es hier erneut (wie bei Wieder vs. Buzás und Philipp vs. Lohse) mit dem uralten Gegensatz zwischen Idealismus und Realismus bzw. Pragmatismus zu tun. Es ist jedoch wichtig zu erkennen, dass in solchen ideologischen „Kämpfen“ die Idealisten (hier: Jochum und Oehling) allein durch ihren Willen zur Kritik und zur aktiven Einflussnahme auf den Status quo als *weniger* „konservativ“ gelten müssen als die Realisten (hier: te Boekhorst et al.), welche häufig ganz auf eine passive Anpassung an den Fluss der Zeit setzen: „[D]ie Darstellung einer Praxis [...] die wie weit auch immer verbreitet sein mag, [muss] noch lange nichts über deren Richtigkeit aussagen: Was viele tun oder zu tun meinen, muß noch lange nicht das sein, was man tun *sollte*“ (Jochum/Oehling 1998, 858; meine Herv.).

<sup>90</sup> Die Beiträge Jochums und Oehlings hingegen entstanden ja gerade vor dem Hintergrund der zunehmenden Übernahme von Leitungsfunktionen durch den gehobenen Dienst und stellten eine Reaktion auf diese Entwicklung dar. Letztlich, das machen Jochum und Oehling in ihrer „Replik“ auf te Boekhorst et al. recht deutlich, wäre eine vollständige Reform des maroden Laufbahnrechts wünschenswert: „Beugt man sich einmal unvoreingenommen über das Laufbahnrecht, dann kann man die massive Fiktion nicht übersehen, die in der Koppelung von Schul- bzw. Hochschulabschlüssen und Kompetenzen liegt. Das damit in Gang gebrachte Berechtigungswesen führt nämlich zu dem legitimatorischen Bedürfnis, aus dem Innehaben einer Laufbahn auf mehr zu schließen als auf eine durch eine Prüfung erworbene formaljuristische Berechtigung: auf die eigene Kompetenz nämlich, die sich in der Laufbahn ausdrücken soll. Bevor man jedoch dieser legitimatorischen Neurose erliegt, wäre es sachgemäßer, die Neurose zusammen mit dem Laufbahnrecht als typische Produkte des 19. Jahrhundert hinter sich zu lassen“ (Jochum/Oehling 1998, 863). Zur aktuellen Debatte um „Die Ausbildung der Wissenschaftlichen Bibliothekare und das Laufbahnrecht“, vgl. den gleichnamigen, viel beachteten Aufsatz von Eric W. Steinhauer (Steinhauer 2005a).

Lektüre von Managementliteratur mit dem Haben von Kompetenzen [zu] verwechseln“ (ebd., 864) und nur auf Leitungspositionen zu schielen (vgl. ebd.).<sup>91</sup>

Die Diskussion sollte erfreulicherweise nicht auf die bisher vorgestellten Teilnehmer beschränkt bleiben: Vier weitere Beiträge befassten sich 1998 alleine im *Bibliotheksdienst* mit der Thematik und nahmen dabei natürlich Bezug auf die Kontroverse Jochum/Oehling vs. te Boekhorst et al. Den Anfang machte in Heft 5 Sabine Wefers mit ihren eigenen „Thesen zur Zukunft des Fachreferenten“, die im Auftrag des VDB-Landesverbands Baden-Württemberg ausgearbeitet wurden (vgl. Wefers 1998, 865). Wefers beschreibt in einem ersten Schritt die gegenwärtigen Aufgaben von Fachreferenten an wissenschaftlichen Bibliotheken, zu denen vor allem Erwerbung (gegebenenfalls in Koordination mit den Fachbereichen), Sacherschließung (unter Nutzung von Fremdleistungen), „speziellere Auskunftstätigkeiten“ sowie „Organisations- und Verwaltungsaufgaben“ („in der Regel Abteilungsleitungen“) gehörten (ebd., 866). Unter der Überschrift „Das Fachreferat übermorgen“ formuliert sie sodann ihre Erwartungen an das sich verändernde Berufsbild – und nennt ihr Resümee gleich vorab: „Weder diejenigen, die das Fachreferat in seiner überkommenen Form unverändert beibehalten wollen, noch diejenigen, die sein Ende bereits als Faktum behandeln, dürften die Anforderungen der Zeit richtig gedeutet haben“ (ebd.).

Hinsichtlich des Bereichs der Erschließung identifiziert Wefers beispielsweise – mit von der DNB (damals: DDB) erbrachten Fremdleistungen, den „Kolleginnen und Kollegen des Gehobenen Dienstes, die zumindest das Regelwerk mindestens ebenso gut beherrschen“ (ebd., 867), sowie „technische[n] Alternativen“ (ebd.) wie der automatischen Indexierung – gleich eine dreifache Konkurrenz für den höheren Dienst, dem sie folglich künftig nur noch eine „komplementäre Sacherschließung“ als Aufgabe zugesteht (ebd., 868). In puncto Erwerbung bleiben dem Fachreferenten nach der von Wefers prognostizierten totalen Übernahme der Entscheidungsbefugnis durch die Angehörigen der Universitätsinstitute ...

... die Koordination, die Qualitätskontrolle der [Bestands-] Profile und die Evaluierung der Bestandsentwicklung sowie der ergänzende Kauf. Wenn das Fachreferat auf diese Weise die Planung und das Controlling übernimmt, muß es die Zukunft nicht fürchten. Wo (nach wie vor relativ viel) Geld ausgegeben wird, rentiert sich eine solche Arbeitsstelle immer. (ebd., 867)

---

<sup>91</sup> Zu einer ähnlichen Einschätzung kommt, der „österreichischen Neigung zum ‚time lag‘ in der Rezeption von Entwicklungen“ folgend, vier Jahre später Josef Friedl von der UB Wien (Friedl 2002, 1690), der den „Bibliotheksbetriebswirt“ sarkastisch wie folgt charakterisiert: „Er bastelt an den ‚ausgewogenen Berichtsbögen‘ (= Nondeskriptor für balanced scorecard), hält sein Ohr ständig am Puls der Kundenzufriedenheit, ‚routet‘ die Medieneinheiten in Windeseile durch den Geschäftsgang und brütet über Prozesskostensätzen und Flexibilisierungsstrategien. Ich wage zu behaupten: Der zum Bibliotheksbetriebswirt mutierte Bibliothekar wäre manageriell überdeterminiert“ (ebd., 1695). Überhaupt, konstatiert Friedl, seien „diese Managementkonzepte [gegenwärtig] noch durch die sog. ‚Einhorn‘-Problematik gekennzeichnet: Alle reden davon, aber keiner hat sie vor Ort gesehen“ (ebd., 1696).

Laut Wefers ist es allerdings der Auskunftsbereich, welcher sich zur „Wachstumsbranche“ des Fachreferats“ entwickeln werde (ebd., 868), wenn man denn das Beratungs- und Schulungsangebot „zielgruppenorientiert“ ausrichte und ein buntes Spektrum von Informationsdienstleistungen (Ressourcenauswahl, Nachweisrecherche, Internetdienste) abdecke (ebd.). Der Anteil von Tätigkeiten aus dem Verwaltungs- und Managementbereich schließlich werde ebenfalls „hoch sein müssen“ (ebd., 869). Von Konzeptionen, die am „Fachreferenten als ‚Einzelkämpfer‘ mit dem entsprechenden individuellen Spielraum“ festhalten wollen oder sich in anderer Weise „historisch rückwärts orientieren“, sei dringend abzuraten (ebd.). Der wissenschaftliche Bibliothekar solle sich in Zukunft vielmehr als Teil des „Dienstleistungsunternehmen[s] Bibliothek“ begreifen (ebd.), sein „beachtliches Kapital: eine akademische Ausbildung und die bibliothekarische Fachkenntnis“ ausschöpfen (ebd., 870) sowie „Flexibilität“ und „Professionalität“ an den Tag legen (ebd.) – dann und *nur* dann, so die Implikation, könne seine drohende „Obsoletierung“ noch verhindert werden.

Auf einen wichtigen Gesichtspunkt verweist Wolfgang Schibel, dessen formal und terminologisch deutlich von Oehling inspirierter Aufsatz „Fachreferat 2000: 13 Thesen zur Differenzierung des wissenschaftlichen Bibliotheksdienstes“ im Folgeheft des *Bibliotheksdienst* erschien:

Der sogenannte wissenschaftliche Bibliotheksdienst läßt sich nicht als *ein* Beruf begreifen. Was verbindet den Stellvertretenden EDV-Leiter der Württembergischen Landesbibliothek, einen Informatiker ohne bibliothekarische Ausbildung, mit der Referentin für Einblattmaterialien an der Staatsbibliothek Preußischer Kulturbesitz, die (wozu eigentlich?) das Referendariat absolviert hat, was den Leiter der UB Bayreuth mit dem Leiter des Instituts für Buchrestaurierung an der Bayerischen Staatsbibliothek, was die Dozentin für Bibliothekswissenschaft [...] eine gelernte Diplom-Bibliothekarin (ÖB) und promovierte Germanistin, mit dem bibliothekarischen Gemischtwarenhändler, der dieses schreibt ... (Schibel 1998, 1040)

Der Hinweis auf die Pluralität des deutschen Bibliothekswesens, auch und gerade im Sektor des höheren Dienstes, war in der Debatte längst überfällig und vermag so manche Ungereimtheit zu erklären.<sup>92</sup> Bei Schibel soll er jedoch nicht die generelle Unmöglichkeit einer Diskussion über sehr verschiedene Sachverhalte (hier: Berufssituationen) illustrieren, sondern dient ganz handfest als argumentative Grundlage.

Hatte Sabine Wefers noch eine versöhnende Mittelposition zwischen Münsteraner „Tod des Fachreferenten“-Geunke und einer Oehlingesken Emphase „speziellerer

---

<sup>92</sup> Vgl. auch die Stellungnahme von Heidrun Miegel im Rahmen der öffentlichen Sitzung der VDB-Kommission für Fachreferatsarbeit auf dem Bibliothekartag 1998: Es sei schwierig, „eine einheitliche Plattform für die Diskussion zu finden, da sie meist von der ‚bibliothekarischen Herkunft‘ der Diskutanten“ bestimmt sei: „Aus einschichtigem oder zweischichtigem System? Aus Universitäts-, Landes-, Spezial- oder Nationalbibliothek? Natur- oder Geistes- und Sozialwissenschaftler? Für welche Klientel tätig?“ (VDB 1998, o. S.).

Auskunftstätigkeiten“ eingenommen, schlägt sich Schibel, klassischer Philologe und seit 1974 Fachreferent an der UB Mannheim, entschieden auf die Seite Jochums und Oehlings. An die Adresse von te Boekhorst et al. gerichtet, schreibt er zum Beispiel: „Wieviele Zukunftsgestalten des wissenschaftlichen Bibliothekars haben wir nicht innerhalb einer Generation gesehen! Oft wurden sie, kaum geboren, aufs Altenteil expediert“ (ebd., 1041). Die Bibliothek, auch die der Zukunft, erfordere in ihrem „höheren“ Beamtenstab eben nicht „15 umtriebige[] ‚Generalisten‘“, sondern „Spezialist[en] mit klar definiertem Qualifikationsprofil“ (ebd.). Die Aussichten allerdings, sich „als bibliothekarischer subject specialist“ profilieren zu können (ebd., 1042), seien bedauerlicherweise aufgrund des Laufbahnrechts, das die Angehörigen des höheren Dienstes mit Vorliebe in Leitungspositionen dränge, „ob sie es wollen oder nicht“ (ebd.), sehr gering. An dieser Stelle erfolgt ein Bruch mit der Position Oehlings, dessen Forderung nach einer „Erweiterung und Vertiefung der Fachreferatsarbeit“ vor dem Hintergrund der erwähnten laufbahnrechtlichen Missstände und der angespannten Finanzsituation der Bibliotheken leider „eine Illusion“ bleiben müsse.

Aus der Einsicht, dass der Idealzustand (ein „Stab kompetenter subject specialists für [das] gesamte[] Fächerspektrum“; ebd.) nicht zu erreichen ist, resultiert bei Schibel, sozusagen als Notlösung, die Konzeption des „regionalen Fachreferenten“ (vgl. ebd., 1043 ff.), der nur für ein Fach aber beispielsweise für alle (wissenschaftlichen) Bibliotheken eines gesamten Bundeslandes zuständig sein und diese mittels des „gesamte[n] Spektrum[s] bibliothekarischer und informatorischer Leistungen“ betreuen solle: Sicherlich ein schwacher Trost für die somit „heimatlosen“ wissenschaftlichen Bibliothekare und zudem eine recht unausgeglichene Idee, der wenig Gehör beschieden war. Im Falle Schibels fällt die Problematisierung des Status quo eindeutig gelungener aus als der Lösungsvorschlag. Die Misere des Fachreferenten im Jahre 1998 umschreibt er durchaus anschaulich:

Als Transmissionsriemen im Räderwerk von Bibliothek und Universität [...] verzettelt er sich in der Vielfalt seiner wenig produktiven Aktivitäten. Wegen seines breiten Fächerspektrums und der Einbindung in die bibliothekarische Hierarchie kann er sich nicht zum fachlich kompetenten Bibliotheksagenten der Professoren entwickeln. (ebd., 1046)

Der nächste Beitrag der Debatte, auf den hier näher eingegangen werden soll, kommt ohne die Nennung von „Thesen“ in seinem Titel aus. Es ist der Aufsatz „Weder Wissenschaftler noch Verwaltungsbeamter: der wissenschaftliche Bibliothekar im Berufsfeld Bibliothek“ von Peter Didszun, erschienen in Heft 8/1998 des *Bibliotheksdienst*. Wie der Titel bereits erahnen lässt, spricht sich Didszun dafür aus, die „völlig falsche[] Gegenüberstellung“, die den Beiträgen von Jochum, Oehling und te Boekhorst et al. innewohne (Didszun 1998, 1353), den von ihm

als konstruiert empfundenen Gegensatz „Professorenbibliothekar“ vs. „Bibliotheksbetriebswirt“ nämlich (ebd.), möglichst bald wieder ad acta zu legen. Vielmehr fielen für den wissenschaftlichen Bibliothekar zumeist ja „Aufgaben *sowohl* wissenschaftlicher *als auch* komplexer organisatorischer Art an“ (ebd., 1354; meine Herv.), wobei beide Aufgabentypen zudem nicht isoliert nebeneinander stünden, sondern sich permanent und „in vielfältiger Art durchdringen“ (ebd., 1355).

Zwar leugnet Didszun die „angebliche Legitimationskrise“ des höheren Dienstes (ebd., 1356) und verweist zum Beleg, entgegen Wefers, auf den Bereich der Erschließung, wo beispielsweise intellektuelle Leistungen eben *nicht* durch eine maschinelle Indexierung substituierbar seien (vgl. ebd., 1358) und wo zudem Diplom-Bibliothekare aufgrund ihrer fehlenden akademischen Bildung an „eine Grenze“ stießen (vgl. ebd., 1359) – bezüglich der Erwerbung zeigt er sich hingegen dennoch besorgt. Über den Fachreferenten der Gegenwart heißt es bei Didszun:

Er schafft nicht mehr in akademischer Freiheit Bücher für einen unbestimmten Kreis von Forschern an. Bei seinem Bestandsaufbau orientiert er sich vielmehr an der Funktion der Bibliothek innerhalb [des Literaturversorgungs-] Systems. [...] Die sachlichen Kriterien des Bestandsaufbaus werden nun nicht mehr von einem utopischen Universalismus abgeleitet, der in der Praxis nur allzu oft zu sehr subjektiven Entscheidungen führte. [...] Diese distanzierte Bedarfsabwägung einer differenzierten aktuellen und zukünftigen Benutzerschaft kann die Bibliothek nicht an Dritte, wie fachkundig sie in ihrem Interessensgebiet auch immer sein mögen, delegieren. Dies ist und bleibt die Aufgabe des wissenschaftlichen Bibliothekars. Es ist abwegig, die Sorge um einen planvollen Bestandsaufbau als präventiv zu bezeichnen, wie te Boekhorst und seine Mitautoren es tun. [...] Wenn [der Fachreferent] keinen Einfluß auf den Bestandsaufbau seiner Bibliothek hat [und] die Anschaffungswünsche des Lehrkörpers nicht einmal über seinen Schreibtisch gehen [...] dann wird er weder innerhalb der Bibliothek noch von Seiten der Wissenschaftler als kompetenter Partner angesehen. Die Stellung des Fachreferenten – aber auch die Stellung der Hochschulbibliothek [...] – steht und fällt mit der Beschaffungskompetenz. (ebd., 1356-1357)

Kunden- und Dienstleistungsorientierung werden von Didszun, wie im Übrigen von allen an der Diskussion beteiligten Autoren, explizit gutgeheißen. Allerdings dürfe diese Kundenorientierung nicht so weit gehen, die Beschaffungskompetenz zur Gänze an die Fachbereiche abzugeben. Neben den „intrinsischen“ Argumenten, die gegen eine solche Entwicklung sprechen – Professoren neigen ebenfalls zu „sehr subjektiven Entscheidungen“, wenn auch nicht im Sinne eines „utopischen Universalismus“ als vielmehr zugunsten ihrer eigenen Forschungsgebiete<sup>93</sup> –, würde dies laut Didszun das Selbstverständnis des wissenschaftlichen Bibliothekars fundamental bedrohen (vgl. ebd.).

---

<sup>93</sup> Josef Friedl spricht in diesem Zusammenhang von „Handapparatsagglomerationen“: „Die Parochialität der Weltansicht des hochspezialisierten Wissenschaftlers überträgt sich auf den Medienbestand der Bibliothek“ (Friedl 2002, 1694) – eine Einschätzung, die der Verfasser aus seinen (zugegebenerweise beschränkten) Erfahrungen als Praktikant in einer Universitätsbibliothek bestätigen kann.

Es ist erfreulich zu sehen, wie sich diese Erkenntnis, von wenigen Ausnahmen abgesehen, durch die gesamte Berufsbilddebatte zieht. Um mit Wolfgang Schibel zu sprechen:

Die Arbeit des Bestandsaufbaus wollen die Münsteraner Autoren den Professoren überlassen [...] Dann wäre es also ein historischer Irrtum gewesen, daß vor gut 100 Jahren der Bestandsaufbau von den Professoren in die Hände uneigennütziger Kenner gelegt wurde, die System und Kontinuität in das zuvor von Zufällen und Launen hin und her geworfene Bibliothekswesen brachten? Müssen wir nicht davon ausgehen, daß Professoren zumeist weder willens noch imstande sind, das zeitraubende [...] Geschäft einer umsichtigen und weitblickenden Literaturauswahl zu betreiben? Der Platz, den der Fachreferent hier räumen soll, wird von eigensüchtigen Spezialisten und ihren ahnungslosen Hilfskräften besetzt werden oder aber veröden – heute vielleicht eine willkommene Einsparmöglichkeit, morgen aber die Frustration der Nachfolger (Schibel 1998, 1046).

Anders sieht man dies freilich nicht nur in Münster, sondern auch in Marburg, wie Ralf Brugbauer und Dirk Barth im letzten thematisch einschlägigen Beitrag im *Bibliotheksdienst* von 1998 deutlich machen. „Abgrenzung oder Partnerschaft?“ fragen die beiden Autoren hinsichtlich der Beziehung zwischen Fachreferenten und Hochschuldozenten im Titel ihres Aufsatzes – und plädieren für eine „Partnerschaft“, die allerdings keine echte ist. Shibels „polarisierende Argumentation“ sei „verhängnisvoll und in ihrer Umsetzung geradezu selbstmörderisch“ (Brugbauer/Barth 1998, 1348), es müsse stattdessen um eine „enge und vertrauensvolle „Kooperation zwischen Wissenschaftlern und Bibliotheken“ gehen (ebd., 1351). Wessen Argumentation jedoch tatsächlich „selbstmörderischer“ ausfällt, ist keineswegs ausgemacht, wie die anschließenden ausführlichen Schilderungen der Modalitäten des „Marburger Modells“ zeigen.<sup>94</sup> Die „bilateralen Vereinbarungen“ zwischen Bibliothek und Fachbereichen (ebd., 1349) verlangen von den dortigen Fachreferenten, die zumeist gleichzeitig als Leiter einer „Teilbibliothek“ fungieren, dass sie „einen systematischen und kontinuierlichen Bestandsaufbau garantier[en]“ – gleichzeitig aber wird den Professoren das Recht eingeräumt, „maßgeblich den Bestand [zu] bestimmen“ (ebd.), was eine Ausgewogenheit desselben eher verhindern dürfte. Dies kann, unabhängig davon, an wie vielen Hochschulen solche Verhältnisse herrschen, sicherlich kaum als das zukunftssträchtige Modell gelten, als das Brugbauer und Barth es verkaufen wollen – es sei denn, man hänge noch der Ebertschen Idealvorstellung vom Bibliothekar als „Diener“ der Wissenschaft an. Eine „enge Fühlung“ zwischen Fachbereichen und dem Fachreferenten als Repräsentant der Bibliothek, wie sie schon Leyh (1961, 89) gefordert hatte, ist grundsätzlich zweifellos

---

<sup>94</sup> Aus der Marburger Praxis hatte man, unter Federführung Dirk Barths und mit ähnlichem Sendungsbewusstsein, bereits im Vorjahr berichtet; vgl. UB Marburg 1997. Der Aufsatz „Zwischen Fachreferat, Management und Informationstechnologie“ von Barth und Brugbauer, der 1998 fast zeitgleich mit dem im *Bibliotheksdienst* in *ABI-Technik* erschien, verheißt im Untertitel Einblicke in die „Berufswirklichkeit des wissenschaftlichen Dienstes“, bietet aber nichts Neues (vgl. Barth/Brugbauer 1998).



erstrebenswert und genau darauf zielt ja auch zum Beispiel die Oehlingsche „aktive Fachinformation“ ab. Hierbei muss jedoch eine gleiche Augenhöhe gewahrt bleiben – zumindest wenn man das Konzept der „Partnerschaft“ ernst nimmt.<sup>95</sup>

Zu diesem Zwecke ist es wenig hilfreich, vor allem aber ist es schlichtweg unzutreffend, wenn die grundlegende Wissenschaftlichkeit der Fachreferentenarbeit geleugnet wird, wie dies bei Barth in einem späteren Aufsatz geschieht, wenn er von der „Zuflucht in eine behauptete Wissenschaftlichkeit“ fabuliert (Barth 2000, 267n13) und „[d]ie vielfach vertretene Auffassung, bei der Betreuung von Fachreferaten handele es sich um wissenschaftliche Tätigkeiten“<sup>96</sup> als „verfehlt“ bezeichnet (ebd., 274). Dass *eben nicht* „[a]lles, was in [Bibliotheken] geschieht“ Verwaltung ist (ebd., 266), erkannte hingegen Thomas Hapke, der 1998 mit einem Aufsatz in *Auskunft* seine Überzeugung kundtat: „Auch die ‚Lean Library‘ braucht das Fachreferat!“. Hapkes Bericht über die Universitätsbibliothek der TU Hamburg-Harburg fällt völlig anders aus als der von Barth und Brugbauer aus Marburg. In Hamburg resultierte die von der Hochschulleitung initiierte Umwandlung der Bibliothek zu einer „schlanke[n] zentrale[n] Organisationsenheit“ (Hapke 1998, 255) für die Fachreferenten in einer Enthebung von Leitungsfunktionen, welche nunmehr im Rahmen von Teamstrukturen ausschließlich von Angehörigen des gehobenen Dienstes wahrgenommen wurden (vgl. ebd., 255-256): „Durch diesen auch woanders möglichen Verlust von Tätigkeiten im Bereich der Abteilungsleitung wird der Fachreferent ganz im Sinne von Oehlings Thesen quasi auf sein Fach ‚zurückgeworfen‘“ (ebd., 256).

Für die konkrete Füllung dieses Kapazitätsraumes schwebt Hapke, wie Oehling, das anglo-amerikanische Modell des „Subject specialist“ vor, der seine fachlichen wie informationsmethodischen Kenntnisse mittels seiner Schulungs- und Beratungstätigkeit an die Benutzer weitergibt (vgl. ebd., 260 ff.) und „[a]ls Fachinformationsbeauftragter [...] für die Koordinierung und Integration aller heterogen verteilten Informationsangebote in den betreuten Wissenschaftsfächern“ zuständig ist (ebd., 265). Hapkes Konzeption geht bereits im Jahre 1998 stark in Richtung „Teaching Library“, wovon auch sein frühes Engagement für die

---

<sup>95</sup> Friedl distanziert sich dezidiert von allen Tendenzen, den Bibliothekar zu einem „willigen Vollstrecker“ (Friedl 2002, 1693) bzw. „maschinenartigen Ausführungsorgan disparater Kundenwünsche“ zu „degradier[en]“ (ebd., 1692) – Bibliothekare seien keine „Hampelmänner ihrer Klientel“ (ebd., 1694). Vgl. auch den Kommentar Friedls zum „Marburger Modell“: „Im Organigramm ist der ‚wissenschaftliche Bibliothekar‘ [...] auf den unteren Ebenen der Hierarchie angesiedelt. Seine Hauptbeschäftigungen erschöpfen sich zumeist in operativen Tätigkeiten“ (ebd., 1690).

<sup>96</sup> Vgl. hierzu (exemplarisch) Giella (2001, 16): „Die Verneinung der Frage [nach der Wissenschaftlichkeit] bedeutet nichts Anderes als eine Verneinung oder eine Minderbewertung der inhaltlich zu leistenden Arbeit des Fachreferenten. [...] Der Fachreferent dekodiert in der Regel die Zeichen und muss sie den richtigen Inhalten zuordnen, das heißt, er versteht das kommunikative Zeichensystem einer wissenschaftlichen Disziplin und muss damit umgehen können.“

Vermittlung von „Information Literacy“ zeugt (vgl. ebd., 262 ff. sowie Hapke 1999, 1839 ff.).<sup>97</sup>

Die weiteren Diskussionsbeiträge des Jahres 1998 können nur äußerst knapp umrissen werden. So versuchte sich etwa Angela Graf in ihrem in *BuB* erschienenen Aufsatz „Verzweifelte Verteidigung der Laufbahnprüfende: Heinz Oehling und die Zukunft des wissenschaftlichen Bibliothekars“ an einer „Polemik“, die sich allerdings darin erschöpft, die angebliche Arroganz des höheren gegenüber dem gehobenen Dienst zu verteufeln, und mehr als anderes alle offenbart, dass die Autorin Oehling gründlich missverstanden hat (vgl. Graf 1998). Von Graf initiiert wurde auch der Meinungsaustausch in der Online-Diskussionsliste InetBib, der sich jedoch fast ausschließlich auf beamtenrechtliche Fragestellungen konzentrierte (vgl. InetBib 1998) – sicherlich ein Kernaspekt der Debatte von 1998, aber nicht (vorrangiger) Gegenstand der vorliegenden Arbeit.

Mehr Aufmerksamkeit verdient Jürgen Webers in der Zeitschrift *Bibliothek* veröffentlichter Text zur „Forschungsbibliothek/in“, obwohl er recht eng auf die Verhältnisse an Forschungsbibliotheken zugeschnitten ist, wie auch die zahlreichen Hinweise auf „Wolfenbüttel und Weimar“ zeigen (Weber 1998, 311). Da solche Institutionen explizit „Teil der Forschungsinfrastruktur“ sind (ebd.), können sich die Angehörigen des höheren Dienstes dort nicht darauf beschränken, traditionelle bibliothekarische Dienstleistungen zu erbringen. Im Bereich des Schulungswesens etwa reichen laut Weber „propädeutische Seminare“ nicht aus (ebd., 310), vielmehr könne und solle „Lehre“ in der (Forschungs-) Bibliothek „anwendungsbezogen und am Objekt orientiert unter Bedingungen betrieben werden, wie sie an den Hochschulen kaum zu verwirklichen sind“ (ebd.). Auch die projektbezogene Erarbeitung von Bibliographien und die aktive Teilnahme an Editionsprojekten erscheinen Weber als Aufgaben für wissenschaftliche Bibliothekare wünschenswert (vgl. ebd., 311).

Handelt es sich hier nur um die Wunschvorstellungen eines privilegierten Bibliothekartypus? Da im Vorangegangenen, gerade im Zusammenhang mit der Erwerbung, viel von den (vermeintlichen) Erwartungen der Wissenschaftler an die Bibliotheken die Rede war, soll abschließend ein Blick auf die „andere Seite“ geworfen werden. Schauen wir uns an, was ein eben solcher Wissenschaftler (hoffentlich repräsentativ) darüber aussagt, wie sich

---

<sup>97</sup> Obwohl man denken sollte, dass der Oehling-Unterstützer Uwe Jochum diese Entwicklung begrüßt, erkennt dieser im Erfolg des Ansatzes der Informationskompetenz nur einen weiteren Hype. Die Implementierung von derartigen „imagerächtigen“ Maßnahmen (Jochum 2003, 1454) sei wenig sinnvoll, „wenn man nur die Begriffe austauscht, im übrigen aber so weitermacht wie bisher“ (ebd., 1451). Jochums Kritik, die „neuen“ Schulungen würden weitgehend „ohne inhaltlichen Bezug bleiben“ (ebd., 1453) verkennt allerdings, dass es (nach dem Verständnis des Verfassers) genau darum – um Basisqualifikationen, nicht aber um Inhalte – beim Konzept der Informationskompetenz ja auch geht.

sein Berufsstand die Zusammenarbeit mit dem Fachreferenten der Hochschulbibliothek tatsächlich vorstellt. Die Rede ist von dem Anglistik-Professor Klaus Stierstorfer, der sich auf dem Bibliothekartag 2005 mit der Fragestellung „Welche Kompetenzen braucht ein Fachreferent? – Erwartungen der Wissenschaftler“ auseinandersetzte und „ein Plädoyer [...] für Erhalt und Förderung dieser [...] so unendlich nützlichen Bibliothekarsgattung“ hielt (Stierstorfer 2005, 1). Potentiellen Einwänden, die freundlichen Worte könnten lediglich der Höflichkeit des Gastredners geschuldet sein, ist entgegenzuhalten, dass Stierstorfer keinen Zweifel daran lässt, dass es ihm mit seiner Forderung nach einer „bessere[n] Integration und effizientere[n] Nutzung [...] der bei Fachreferentinnen und –referenten traditionell vorhandenen Kompetenzen“ (ebd., 4-5) sehr ernst ist. So hält er eine „stärkere Einbindung von Fachreferenten in wissenschaftliche Arbeit“ für „denkbar und wünschenswert“ (ebd., 3); diese könnten beispielsweise ihre „Kompetenzen in Materialsuche und Informationsmanagement“ im Kontext von Forschungsvorhaben einbringen (ebd.).

Ein besonderes Anliegen ist für Stierstorfer zudem die Verbesserung der Kommunikation zwischen Fachbereichen und Bibliothek, was etwa durch eine Teilnahme des betreffenden Referenten an den regelmäßigen Institutssitzungen sowie auch an fachlichen Weiterbildungsveranstaltungen bewerkstelligt werden könne (vgl. ebd., 3-4). Außerdem müsse das Fachreferat „nachdrücklich für alle Studienanfänger als eine wichtige Betreuungssituation sichtbar sein; die Angebote der Bibliothek sollten fest in alle Studienführer, Informationsmaterialien und Webseiten der Institute integriert werden“ (ebd.) Dies  *klingt*  nicht nur nach einer „aktiven Fachinformation“ Oehlinscher Prägung, sondern ist offensichtlich auch direkt von dessen Konzeption inspiriert, wie der Verweis auf die „12 Thesen“ nahe legt (vgl. ebd., 4n1).

Eine Übernahme von klassischen Fachreferatstätigkeiten durch Angehörige der universitären Institute, sei es in der Erwerbung, Erschließung oder Schulung, lehnt Stierstorfer hingegen entschieden ab – und erteilt somit implizit auch den Münsteraner und Marburger Modellen eine Absage, die in ihrer Begründung nicht deutlicher ausfallen könnte:

Sparzwänge in den Bibliotheken führen zwangsläufig zu Überlegungen, ob nicht das in den traditionellen Fachreferaten vorgehaltene Fachwissen günstiger in den wissenschaftlichen Instituten beizubringen wäre und z. B. Anschaffungsentscheidungen, Vermittlung bibliographischer Informationskompetenz, Vergabe von Signaturschlüsseln, Stichwortvergabe etc. viel kompetenter von Fachwissenschaftlern zu leisten wäre, deren Anregungen dann von Diplombibliothekaren auf Bibliotheksseite aufzugreifen und umzusetzen wären. Dies ist aber auf fachwissenschaftlicher Seite weder kapazitär zu leisten, noch ist die Kompetenzverschiebung wünschenswert, fehlt dem Fachwissenschaftler doch dann wieder die technische und praktische Einsicht des erfahrenen Bibliothekars. (ebd., 3)

#### **4 WISSENSCHAFTLICHER BIBLIOTHEKAR 2008:** **PLÄDOYER FÜR DEN ERHALT EINES BERUFSSTANDS**

Im Rückblick auf die *Bibliotheksdienst*-Debatte schrieb Alexandra Habermann:

Diskussionen um die Tätigkeitsmerkmale des Berufes ziehen sich durch das vergangene Jahrhundert. Das Jahr 1998 hat erneut durch eine berufspolitische Debatte einen Meilenstein in dieser Frage gesetzt: Was ist ein Bibliothekar? Was bedeutet uns Bibliothekswissenschaft? Welche Aufgaben kann ein Bibliothekar für die Wissenschaft übernehmen? Die Diskussionsbeiträge im „Bibliotheksdienst“ reihen sich nahtlos in die vielen Veröffentlichungen über das Thema ein, die circa alle 30 Jahre, manchmal auch in kürzeren Abständen, erscheinen. (Habermann 2000, 41-42)

Die 30-Jahre-Theorie entbehrt nicht eines gewissen Charmes und kann mit etwas gutem Willen vielleicht tatsächlich auf die Berufsbilddiskussion des vergangenen Jahrhunderts angewendet werden.<sup>98</sup> Anstatt sich aber entspannt zurücklehnen und gespannt dem Jahr 2028 entgegenblicken zu können, stehen auch heute – in einem „historischen Zwischenraum“ also – die wissenschaftlichen Bibliothekare in Deutschland und anderswo vor ganz handfesten zu bewältigenden Herausforderungen.

Wie aber sieht ihr Berufsalltag im „neuen Jahrtausend“ überhaupt aus? Auskunft darüber geben diverse Publikationen, in denen zumeist Angehörige des Berufsstands den Leser entweder direkt an ihren Erfahrungen teilhaben lassen oder aber im Namen von Institutionen „Steckbriefe“ des „wissenschaftlichen Bibliothekars per se“ verfertigen. Eine dritte Quellenart, gewissermaßen eine Mischform, die aber ebenfalls einen normativen Anspruch an den Tag legt, wird etwa durch Sebastian Thiele vertreten, der auf der Website *Berufe für Historiker* seiner orientierungswilligen studentischen Klientel unter anderem auch den „Bibliothekar (höherer Dienst)“ vorstellt. Thiele benennt zum einen die „klassische[] Trias der Fachreferatsaufgaben (Erwerbung, Erschließung, Informations-vermittlung)“ (Kohl-Frey 2007, 2), zum anderen die „organisatorische Arbeit“ als „große Aufgabengebiet[e] eines Fachreferenten“ (Thiele 2008, o. S.); es handele sich aber dennoch um einen der „wenigen Berufe[] für Historiker, bei denen man sich tatsächlich den Großteil seiner Arbeitszeit mit historischen Inhalten beschäftigt“ (ebd.). Daher sei auch, dies wird mehrfach betont, zumindest für den Bereich der Geschichtswissenschaften eine Promotion „faktisch unumgänglich“ – so Thiele, der seine Kenntnisse vor allem auf Frankenbergers *Blätter zur Berufskunde* von 1994 zu stützen scheint (vgl. ebd.).

---

<sup>98</sup> Ca. 1910 = „Kassandrarufer“ und Einrichtung gehobener Dienst; 1930er/40er Jahre = späte Schriften Milkaus, frühe Schriften Leyhs; um 1970 = Streit um den Status der Bibliothekswissenschaft; 1998 = Debatte im *Bibliotheksdienst*.

Genauere und nicht zuletzt aktuellere Informationen bietet das berufskundliche Webangebot der Bundesagentur für Arbeit. So ist im (überraschend umfangreichen) *Berufenet*-Artikel beispielsweise zu erfahren, dass „Beamt[e] – wissenschaftliche Bibliotheken (h. Dienst)“ sowohl „im eigenen Fachgebiet oder auf bibliothekarischem Gebiet forschen und publizieren“ als auch „wissenschaftspropädeutische Veranstaltungen für Studierende und Bildungsveranstaltungen in Bibliographik konzipieren und durchführen“ (BA 2008, Unterpunkt „Aufgaben/Tätigkeiten“). Konkretisiert wird letztgenannter Aspekt unter der Überschrift „Neue Arbeitsformen, neue Arbeitsinhalte“, wo von der „Vermittlung von Informationskompetenzen an Studierende und andere ‚User‘“ die Rede ist (ebd., Unterpunkt „Ausblick“).

In das letzte vergleichbare (wenn auch ungleich differenziertere) „Eigenprodukt“ des deutschen Bibliothekswesens, das *Berufsbild 2000* (von 1998), hat der Begriff der „Informationskompetenz“ hingegen noch keine Aufnahme gefunden. Dafür findet sich hier bereits in der Einleitung die altbekannte Begründung für die Notwendigkeit eines Fachstudiums zur adäquaten Ausfüllung einer Position im höheren Bibliotheksdienst:

Spezielle fachwissenschaftliche Kenntnisse sind notwendig, um  
die „richtige“ Literatur aus einem weltweiten Angebot nach fachlichen und qualitätsbezogenen Kriterien für die Nutzer der betreffenden Institution auszuwählen  
in einem von der Wissenschaft geprägten Umfeld (Universität, Forschungsinstitut, Akademie u. ä.) als kompetenter Gesprächspartner anerkannt zu werden, oder  
besondere Sammlungen, beispielsweise historische Bestände, aufzubauen, sachgerecht zu pflegen und zu erschließen. (BDB 1998, 4)

Ähnlich wie hier die „Arbeitsgruppe Gemeinsames Berufsbild“ der BDB (vor allem in Punkt 2) hatte schon Leyh argumentiert, indem er zum Beispiel von der „gleichen Ebene“ sprach, auf welcher der Bibliothekar „seinen qualifizierten Benutzern“ zu begegnen in der Lage sein müsse (Leyh 1961, 89); unzählige Aussagen dieser Art sollten in den darauf folgenden Jahrzehnten folgen und wurden teils auch bereits wiedergegeben.<sup>99</sup> Durch permanente Wiederholung verliert eine Argumentation jedoch nicht ihre Gültigkeit und die hier referierte schon gar nicht. Natürlich ist es nicht „naturegegeben“, dass der Absolvent eines Fachstudiums Inhalte, Konzepte, Methoden und Terminologie auf der „gleichen Ebene“ beherrscht wie etwa ein Lehrstuhlinhaber in der betreffenden Disziplin – dies ist sogar höchst unwahrscheinlich. Als noch wesentlich unwahrscheinlicher erscheint aber, dass ein Bibliothekar besagte

---

<sup>99</sup> Ergänzt sei die entsprechende Formulierung im jüngsten Standardwerk zum Thema *Bibliotheken und Informationsgesellschaft in Deutschland*: „Bestandsmanagement, Konzeption und Entwicklung von Wissenschaftsportalen sowie Sacherschließung erfordern [...] in der Regel ein Universitätsstudium, weil die Informationsressourcen unter wissenschaftlichen Fragestellungen zu werten und aufzubereiten sind“ (Plassmann et al. 2006, 267).

Kenntnisse aufweist, *ohne* ein solches Fachstudium absolviert zu haben. Und dass diese Kenntnisse für die erfolgreiche Bewältigung zahlreicher der in wissenschaftlichen Bibliotheken anfallenden Aufgaben nötig sind, daran kann eigentlich kein Zweifel bestehen.<sup>100</sup> Nicht umsonst wird das Fachstudium ja auch nach wie vor de facto als Zugangsvoraussetzung für die Laufbahnbefähigung zum höheren Bibliotheksdienst gefordert. Dies hat (im Idealfall) wenig mit Konservatismus und einer strategischen Legitimierung, es hat aber sehr viel mit berufsimmanenten Wirklich- und Notwendigkeiten zu tun!<sup>101</sup>

Doch zurück zum Arbeitsalltag 2008. Wie weit ist der Vormarsch des „Bibliotheksmanagements“ inzwischen gediehen; welchen Anteil nimmt, umgekehrt gefragt, die wissenschaftliche Arbeit für heutige Fachreferenten tatsächlich noch ein? Vor allem Umfragen können hierüber recht exakt Aufschluss geben: Bereits 1991/92 gaben – im Rahmen einer durch die VDB-Kommission für Ausbildungsfragen durchgeführten Befragung – nur 17,5 % der kontaktierten ehemaligen Referendare an, in ihrer aktuellen Berufspraxis zu „über 50% Fachreferatstätigkeit zu leisten. Weitere 17,5% gaben an, dies zu 50% zu tun; aber 65% gaben an, unter 50% im Fachreferat tätig zu sein, d.h. der größte Teil der Befragten wird [primär] zu anderen Aufgaben herangezogen“ (Grabka 1992, 1514).<sup>102</sup> Festzuhalten bleibt hier das simple Faktum, dass *sämtliche* (= 100 %!) der befragten Bibliothekare des höheren Dienstes (auch) Fachreferatstätigkeiten und somit wissenschaftliche Arbeiten ausübten.

Dieses Ergebnis wurde exemplarisch für „Das Fachreferat Wirtschaftswissenschaften heute“ im Jahre 2003 bestätigt:

Im Schnitt lag der Arbeitsanteil für das Fachreferat bei 60%, variierte aber mit 53% für die Universitätsbibliotheken und 67% für die anderen Einrichtungen in größerem Umfang. [...] Die Streuung

---

<sup>100</sup> Unterstützt wird diese Sichtweise auch durch mehrere Beiträge, die sich mit der Gruppenzugehörigkeit der wissenschaftlichen Bibliothekare innerhalb des Hochschulgefüges befassen und zumeist, z. T. basierend auf entsprechenden Gerichtsurteilen, zu dem Ergebnis kommen, dass es sich bei Fachreferenten ausdrücklich um *wissenschaftliche* Mitarbeiter der Hochschule (vs. administrative) handelt; vgl. Müller 2001, Sühl-Strohmenger 2001 sowie VDB 2001.

<sup>101</sup> Einen potentiellen Stolperstein stellt bei diesem Argumentationsgang der Umstand dar, dass fast überall Fachreferenten auch Wissenschaftsdisziplinen betreuen, die nicht von ihnen studiert wurden. Auf diese Widersprüchlichkeit haben zum Beispiel te Boekhorst et al. 1998 hingewiesen, um zu verdeutlichen, „daß es mit der Relevanz der ‚Fachkompetenz im ursprünglich studierten Fach‘ für das Selbstverständnis des höheren Dienstes so weit nicht her sein kann“ (te Boekhorst et al. 1998, 691). Als einziger Ausweg aus diesem argumentativen Dilemma bleibt vermutlich der Verweis auf einen Ausspruch Adolf von Harnacks, der in der Berufsbilddebatte geradezu zu einem geflügelten Wort avancierte: „Wer *eine* Wissenschaft besitzt, besitzt sie *alle*“ (zitiert nach Tiemann 1947, 143; meine Herv.). Möglicherweise wird ein mitunter unausweichliches „Abrücken vom Studienfach und die autodidaktische Aneignung heterogener Kenntnisse“ (Schibel 1998, 1042) tatsächlich durch eine solide – inhaltlich wie auch immer geartete – akademische Ausbildung erleichtert, in der die grundlegenden Prinzipien der wissenschaftlichen Arbeitsweise vermittelt werden?

<sup>102</sup> „So sind 30% der Befragten in der Informationsvermittlung tätig, 40% in der EDV-Organisation, 50% im Auskunftsdienst, 67,5% übernehmen Verwaltungsaufgaben, 60% Leitungsfunktionen und 55% Planungsaufgaben. Unter Sonstiges gaben 17,5% an, Öffentlichkeitsarbeit zu leisten. 7,5% arbeiten an Projekten mit, weitere 7,5% sind in der Ausbildung tätig“ (Grabka 1992, 1514).

dieses Arbeitsanteils war groß. Sie reichte von 5% bis 100% der Arbeitszeit. [...] Uns interessierte, ob die weiteren Tätigkeiten, die von Fachreferentinnen und Fachreferenten der Wirtschaftswissenschaften wahrgenommen werden, im Managementbereich angesiedelt sind. Dies bestätigte sich allerdings in der Umfrage nicht eindeutig. Besonders oft wurden die „Betreuung von Elektronischen Medien“ und die „Wahrnehmung von Leitungsfunktionen“ genannt. Auch im Bereich „Personal/Ausbildung“ betätigten sich die Kolleginnen und Kollegen relativ häufig. (Zarnitz 2003, 18-19)<sup>103</sup>

Wenn die Autorin aus den Untersuchungsergebnissen den Schluss zieht, „dass es das ‚klassische‘ Fachreferat mit *ausschließlich* wissenschaftlicher Betätigung nur noch selten gibt“ (ebd., 19; meine Herv.), kann erwidert werden, dass dies eigentlich immer schon galt, wovon die Klagen ganzer Bibliothekargenerationen zeugen.

Einen unmittelbaren Blick auf einen wichtigen Aspekt der heutigen Situation<sup>104</sup> gewährt schließlich die im Frühling 2008 von der VDB-Kommission für Fachreferatsarbeit realisierte Umfrage „zum Projektalltag in Wissenschaftlichen Bibliotheken“. Erstes erstaunliches Ergebnis ist, dass nahezu ein Drittel (28 %) der befragten wissenschaftlichen Bibliothekare angeben, den Berufseinstieg über die Projektarbeit gefunden zu haben (vgl. Schröter 2008, 4). Mehrheitlich machte die für die Projektarbeit aufgewendete Arbeitszeit jedoch weniger als 50 % der gesamten Arbeitszeit aus (vgl. ebd., 16). Inhaltliche Schnittmengen zu zugleich betriebenen Fachreferatstätigkeiten lagen zumeist vor (vgl. ebd., 25) – unter den Projekten überwogen solche, die in den Bereichen Informationsvermittlung (22 %) bzw. Erschließung (20 %) angesiedelt waren (vgl. ebd., 13). Die „freien Bemerkungen“ zu Zusammenspiel/Vereinbarkeit von Fachreferat und Projektarbeit rangierten zwischen den Extrempositionen „Die Vielzahl von Projekten verschiedenster Art verhindert seit geraumer Zeit grundlegende Arbeiten im Fachreferat“ und „Die Projektarbeit ist eine Bereicherung meines Berufslebens. Eine reine Fachreferatstätigkeit ist für mich als dauerhafte berufliche Perspektive nicht vorstellbar“ (ebd., 26, 27).

Der Siegeszug der Projektarbeit, häufig verbunden mit befristeten und Teilzeit-Beschäftigungsverhältnissen, lässt sich auch in Stellenangeboten, die in fachlichen Medien veröffentlicht werden, beobachten. Auffallend ist zudem, wie viele der angebotenen Stellen dem IT-Bereich zuzuordnen sind und sich vorzugsweise an Informatiker richten – Bewerber etwa mit geisteswissenschaftlichem Hintergrund sind hier sicherlich chancenlos ... Diese sind innerhalb des Bibliothekswesens eben nach wie vor prädestiniert für die Betreuung der betreffenden Fächer im Zusammenhang mit der Fachreferatsarbeit. Wie schon Uwe Jochum es 2005 auf dem Berufsbild-Workshop des VDB-Regionalverbandes Sachsen,

---

<sup>103</sup> Interessant auch folgende Aussage: „Die Fachreferentinnen und Fachreferenten entscheiden in 67% der Fälle allein über Beschaffungen. Nur in 15% der Fälle treffen Personen, die nicht der Bibliothek angehören, Beschaffungsentscheidungen“ (Zarnitz 2003, 19).

<sup>104</sup> Zur Situation im europäischen Ausland, vgl. Diederichs und Hug 2001 (Schweiz), Gastinger 2006 (Norwegen) sowie Haerkonen 2006 (Großbritannien).

Sachsen-Anhalt, Thüringen – zwischen „Sekt und Salzgebäck“ – als „bewusst provokante[] These[]“ (Steinhauer 2005b, 2) formulierte: „Welche studierte und damit professionelle Qualifikation hat ein Germanist oder ein Philosoph zur verantwortlichen Haushaltsüberwachung oder Personalführung [oder zum Content Management]? Fraglos hat er doch eine größere Qualifikation zur wissenschaftlichen Arbeit im eigenen Fach?“ (ebd.)

Natürlich können sich die Personalverantwortlichen in den Universitätsbibliotheken in ihrer Stellenpolitik nicht nach der mehrheitlichen Vorbildung der etwaigen Bewerber richten. Die finanzielle Lage ist in Zeiten der Globalbudgets wohl angespannter denn je und am dringendsten benötigt werden scheinbar Arbeitskräfte mit informations-technischem Know-how. Allerdings sitzt man mitunter auch falschen Verheißungen auf. Beizupflichten ist hier erneut Jochum, der davor warnt, bewährte Methoden zugunsten von fragwürdigen Trends aufs Spiel zu setzen, vom zu „rasche[n] Wechsel offiziöser Berufsbilder“ spricht und den bibliothekarischen Diskursen eine „begriffliche Atemlosigkeit“ attestiert (Jochum 2003, 1451). Zuletzt wurde dies eindrucksvoll demonstriert durch die notorische Thematisierung der so genannten „Library 2.0“ durch einige „junge wilde“ Vertreter des deutschen Bibliothekswesens.<sup>105</sup> Hier wird recht krampfhaft versucht, einen Anschluss an das populäre „Web 2.0“ zu finden, in das allerlei Prätentioses hineingeheimnisst wird. Was aber unterscheidet Bibliotheksblogs substantiell von ihren Vorgängern, den „Aktuelles“-Rubriken auf den Homepages? Was kann „Social Tagging“ wirklich leisten, insbesondere im Vergleich mit kontrolliertem Vokabular?<sup>106</sup>

Gegen neue Maßnahmen zur Steigerung der Kundenorientierung ist prinzipiell wenig einzuwenden, zumal wenn diese als eine Art „trojanisches Pferd“ fungieren (vgl. Kohl-Frey 2007, 7), mittels dessen die (eigentlichen) Bibliotheksdienstleistungen in die Sphäre des Nutzers „eingeschleust“ werden können. Formen der Anbieterung an bestimmte Zielgruppen, die einer Selbstverleugnung gleichkommen, können hingegen kaum als erstrebenswert gelten. Ob dies vom Nutzer oder „Kunden“, wie so oft behauptet, überhaupt erwartet wird, sei ebenfalls in Frage gestellt. Warum, muss somit in der Tat die Frage lauten, wie sie auch von

---

<sup>105</sup> Vgl. exemplarisch den viel beachteten und für die deutsche Bibliotheksszene eine „Pionierrolle“ einnehmenden Aufsatz von Patrick Danowski und Lambert Heller (Danowski/Heller 2006). Zur inzwischen erfreulicherweise artikulierten Kritik am „Bibliothek 2.0“-Konzept, vgl. Ben Kadens *BuB*-Kommentar mit dem programmatischen Titel „Zu eng geführt: Debatte zur ‚Library 2.0‘. Bringen uns Marketing-Slogans weiter?“ (Kaden 2008). Der Vollständigkeit und Ausgewogenheit halber soll erwähnt werden, dass viele der Applikationen, die (aus gutem Grund) eher unter dem Label „OPAC 2.0“ firmieren und namhaft etwa im „Kölner UniversitätsGesamtkatalog“ (KUG) realisiert wurden, durchaus begrüßenswerte Ergänzungen zur „klassischen“ Katalogrecherche darstellen: integriertes Informationsmanagement, Personalisierungsoptionen, Alert-Services etc.

<sup>106</sup> Die von Danowski und Heller angepriesene „veränderte Kultur des Teilens von Metadaten und Inhalten“ (Hapke 2008, 18) klingt zwar hübsch basisdemokratisch, ist im „anarchischen“ Web aber sicherlich besser aufgehoben als in mit Fug und Recht reglementierten Bibliothekskatalogen.



Georg Ruppelt im Vorwort zum Sammelband *Bibliothekswissenschaft – quo vadis?* formuliert wird, „[w]arum treten Bibliothekare nicht selbstbewusster auf?“ (Ruppelt 2005, 7). Warum wird zum Beispiel die „Erfüllung bibliothekarischer Standards“ reflexartig zur „Selbstzweckfunktion“ erklärt, die sich heutzutage „keine Bibliothek mehr erlauben“ könne, wie es von Albert Bilo postuliert wird (zitiert nach Tröger 1998, 2004)?

Die Devise muss vielmehr lauten: „Akzeptanz durch Kompetenz“ (Oehling 1998, 254)! Nur durch die Qualität ihrer Dienstleistungen können sich Bibliotheken doch von anderen „Players“ auf dem Informationsmarkt abheben. Ihr größtes Kapital, und spätestens an dieser Stelle kommt der Fachreferent wieder ins Spiel, stellen dabei nach wie vor ihre Bestände dar, ob diese nun physisch in der Bibliothek vorliegen oder aber „nur“ der Zugriff auf sie ermöglicht wird. Kundenorientierung und die „Erfüllung bibliothekarischer Standards“ gegeneinander auszuspielen, ist mehr als absurd. „Die Grundlage einer gut funktionierenden *benutzerorientierten* Bibliothek“, wie es schon im *Berufsbild 2000* heißt, ist ja gerade „eine geplante, gezielte und konsequent durchgeführte Bestandpolitik“ (BDB 1998, 14; meine Herv.). Oder anders ausgedrückt:

Längst hat die Warenwelt begrifflich auch in Bibliotheken Einzug gehalten, um so Fortschritt, Rationalisierung, Effektivität und Offenheit zu signalisieren. In dieser Welt werden Leser, Studierende und Forschende zu Kunden; und in Fortschreibung dieses Bildes sei hier erlaubt, Bestände zum Sortiment und Fachreferenten zu Fachverkäufern werden zu lassen. Kundenorientierung ist die zentrale Herausforderung und die Qualität des Fachverkäufers zeigt sich dabei in Umfang und Vielfalt seiner Präsentations- und Verkaufsstrategien, in deren kundentypspezifischen Zuschnitt und in dem Gelingen persönlicher Kundenbindung. Doch nicht immer wird auch gesehen, daß Verkäuferqualitäten allein und auf Dauer nicht automatisch zur Kundenzufriedenheit führen; auch das Sortiment muß stimmen und attraktiv strukturiert sein. (Karasch 2000, 286)

Auch im dritten großen „Kernbereich“ der wissenschaftlich-bibliothekarischen Arbeit – ohnehin sind die „neuen“ Tätigkeitsfelder lediglich als „Erweiterung der fortbestehenden bisherigen Aufgaben“ einzuordnen (Graf 2000, 12) – kommt es selbstverständlich darauf an, qualitativ möglichst hochwertige Dienstleistungen anzubieten: Im Bereich der Informationsvermittlung ist diese Qualität wahrscheinlich sogar am unmittelbarsten demonstrier- und für den Nutzer erlebbar. Unabhängig davon, was man von der Studienreform auch halten mag: Unter dem Stichwort „Bologna“ bietet sich für die Hochschulbibliotheken eine nicht zu unterschätzende Gelegenheit zur Profilierung – was auch früh erkannt wurde. So forderte etwa Jochum bereits 2003, somit etwa zeitgleich mit dem Beginn der Implementierung der Bachelor- und Masterstudiengänge, das bibliothekarische Schulungsangebot „auf den neuen Lehr-/Lern-Kontext umzustellen“ (Jochum 2003, 1459) und so die Chance zu nutzen, „die Bibliothek als eine Einrichtung zurück[zu]gewinnen, die

mit den in Schulen und Hochschulen lokalisierten Bildungsprozessen aufs engste verbunden ist“ (ebd., 1461).<sup>107</sup>

Und tatsächlich: Die Bedeutung der Informationskompetenz für das wissenschaftliche Arbeiten, gerade in Zeiten des Internets, wurde endlich erkannt und folgerichtig begann man überall mit der „curricularen Verankerung“ von durch Bibliothekare veranstalteten entsprechenden Kursen im Rahmen der Vermittlung propädeutischer „Schlüsselkompetenzen“. <sup>108</sup> Doch auch ergänzende Inhalte sind für die „Teaching Library“ denkbar – Oliver Kohl-Frey benennt in diesem Zusammenhang Methoden des wissenschaftlichen Arbeitens und Publizierens (wie die Benutzung von Literaturverwaltungsprogrammen) oder Urheberrechtsfragestellungen als mögliche – und zum Teil ja auch bereits realisierte – Kursinhalte (vgl. Kohl-Frey 2007, 6), die zudem seitens der Klientel besonders stark nachgefragt würden (vgl. ebd., 5).<sup>109</sup>

Für die Bibliotheken mag sich aus dieser Entwicklung der Vorteil ergeben, dass Studierende zukünftig gegebenenfalls „mit etwas Vorwissen und ganz spezifischen Fragestellungen in die Bibliothek [kommen]“ (Herb 2007, 5). Insbesondere aber wird so auch der Kontakt zu den Fachbereichen gefördert, mit denen man die curricularen Aktivitäten schließlich koordinieren muss. Dies erfordert jedoch wiederum Aktivität seitens der wissenschaftlichen Bibliothekare als „Mittler“ zwischen Bibliothek und universitären Instituten:

[V]on Fachreferentinnen und Fachreferenten, die überwiegend hinter geschlossenen Bürotüren arbeiten, kann sich das Lehrpersonal keinen persönlichen Eindruck bilden und das Vertrauen entwickeln, das notwendige Voraussetzung dafür ist, eigene Lehrstunden in fremde Hände zu legen. (ebd., 3)

---

<sup>107</sup> Die Bibliotheken seien zwar inzwischen „institutionell selbstständig, schnell und effizient“, aber eben auch stärker denn je „von der Sorge getrieben, sie würden gesellschaftlich überflüssig werden“ (Jochum 2003, 1462), wogegen das „Anknüpfen an den Bildungsdiskurs, der [...] nun auch in den Ministerien und Feuilletons angekommen zu sein scheint“ (ebd.) als patent Mittel erscheine.

<sup>108</sup> Betont werden muss, dass bei aller begrüßenswerten konzeptionellen Arbeit zu dieser Thematik (vgl. Hapke 2007) auch als „altmodisch“ verschriene Einführungen der Google-sozialisierten Klientel in fachliche Datenbanken heute alles andere als überflüssig sind.

<sup>109</sup> In den USA wird z. B. die wissenschaftsethische „Aufklärungsarbeit“ zum Zwecke der Vermeidung von „Copy and paste“-Plagiaten sowie auch die Aufdeckung solcher Vergehen explizit als „new role for librarians“ definiert (vgl. Burke 2004). Auch Herb erkennt hier „einen Punkt [...] an den speziell Fachreferenten mit ihrer spezifischen Kombination aus fachlichem und bibliothekarischem Wissen anknüpfen können. Studierende plagiierten nämlich nicht nur aufgrund mangelnden Unrechtsbewusstseins, sondern nicht zuletzt aufgrund mangelnder Fähigkeiten, aus der Flut von Informationen, die sie via Google über sich hereinbrechen lassen, das Relevante und wissenschaftliche Verwertbare heraus zu filtern. Sie kennen die einschlägigen fachlichen Quellen nicht, wissen nicht, wie sie die Qualität der Quellen, auf die sie im Internet zufällig stoßen, bewerten sollen, und lassen Quellenangaben auch deswegen aus, weil sie hinsichtlich der korrekten Zitierweise ratlos sind. Alles Probleme, für die Fachreferentinnen und Fachreferenten die Lösungen kennen ...“ (Herb 2007, 3).

Ist aber Offenheit und Dialog- sowie Kooperationsbereitschaft gegeben, können die Professorin oder der wissenschaftliche Mitarbeiter auf diesem Wege möglicherweise „von Kompetenz und Leistungsfähigkeit der Bibliothek überzeugt werden“ (Gödert 1992, 62).

Der Fachreferent als „Botschafter“ der Bibliothek, „mittendrin statt nur dabei“ (Kohl-Frey 2007, 9) – vielleicht hat er diese Überzeugungsarbeit mancherorts aber auch gar nicht mehr nötig. Klaus Stierstorfer, der zuvor bereits als „Kronzeuge“ aus den Reihen der Wissenschaftler herangezogen wurde, scheint ihn diesbezüglich jedenfalls mit einem Vertrauensvorschuss auszustatten:

[D]ie Aufnahme zumindest eines von Seiten der Fachreferate angebotenen Modulteils im Einführungsbereich [ist] ein dringendes Desiderat, das für viele Studierende eine neue Qualität des Studieneinstiegs bedeuten könnte. Dramatische Defizite in bibliographischer Informationskompetenz der Studierenden selbst in höheren Semestern, wie sie heute weithin zu beobachten ist [sic], ließen sich durch die verbindliche, prüfungsrelevante Integration der Fachreferenten in die Fachstudiengänge mit Sicherheit deutlich verringern. Dass dafür eine didaktische Kompetenz bei Fachreferenten am besten schon in der Ausbildung vorzubereiten und in Weiterbildungsveranstaltungen (wie für das wissenschaftliche Lehrpersonal auch) weiter zu entwickeln ist, scheint heute selbstverständlich, erfährt aber nur mangelhafte Implementierung. (Stierstorfer 2005, 3-4)

Stierstorfer weist hier auf einen sehr wichtigen Aspekt hin. Es liegt auf der Hand, dass ein Fachreferent nicht „alles können“ bzw. wissen kann, dies gilt sowohl für die vielfältigen Inhalte der Lehrveranstaltungen als auch für die didaktische Komponente dieses Aufgabenbereichs. Die Problematik der Inhalte kann bibliotheksintern mittels einer arbeitsteiligen Spezialisierung angegangen werden (vgl. Jochum 2003, 1460 f.; Graf 2000, 4 f.), hinsichtlich der Didaktik besteht dringender Handlungsbedarf seitens der bibliothekarischen Ausbildungsstätten. Die bisherige „mangelhafte Implementierung“ entsprechender Ausbildungsinhalte ist insofern erstaunlich, als doch auch in Vor-Bologna-Zeiten vom höheren Bibliotheksdienst bereits Schulungen (zur Bibliotheksbenutzung, zu bibliographischen Datenbanken) durchgeführt wurden, so dass hier kaum im Sinne „neuer Anforderungen“ argumentiert werden kann, auf die man erst noch reagieren muss. Ähnlich wie der Hochschuldozent wird der wissenschaftliche Bibliothekar nur für die inhaltliche Facette seines zukünftigen Tuns vorbereitet – zunächst durch das Fachstudium und anschließend durch das Referendariat bzw. das Zusatzstudium. Die didaktische Qualifikation stellt aber künftig nicht weniger als eine „Schlüsselkompetenz“ für die Arbeit im bibliothekarischen Fachreferat dar und sollte daher wesentlich ernster genommen werden, als dies bis dato der Fall war. Für Fachreferenten, die bereits (oder demnächst) im Beruf stehen, kommt natürlich nur der Weg der Fortbildung in Frage.<sup>110</sup>

---

<sup>110</sup> 1995 hatte Claudia Lux angesichts des Aufkommens des Webs und der Frage des Umgangs mit seinen Ressourcen geschrieben: „Fast nichts von dem, was wir jetzt brauchen, haben wir in der Schule gelernt; erst

„Fragt man sich daher, wo wir am Ende eines vollen Jahrhunderts bibliothekarischer Berufsausbildung stehen, kann die Antwort nur lauten: am Anfang“, hatte Jochum vor einigen Jahren resümiert (Jochum 2000, 252-253). Diesem Urteil kann man sich durchaus anschließen – freilich mit dem Verweis auf die inhärente Entwicklungs*notwendigkeit* eines Berufsstandes, der von vielfältigen äußeren Einflüssen, nicht zuletzt auf dem Mediensektor, abhängt. Und neue Bedingungen erfordern nun einmal neue bzw. andere Kompetenzen und Herangehensweisen: „Jede Bibliothekargeneration gehört ihrer Zeit an, muß in ihr bestehen“ (Juchhoff 1957, 51). Dabei die eigenen Standards, das eigene Selbstverständnis nicht zu verraten, darin wird auch zukünftig die besondere Herausforderung bestehen.

Die vorliegende Arbeit stellte den Versuch dar, das Auf und Ab der bibliothekarischen Berufsbilddebatte durch zwei Jahrhunderte nachzuzeichnen und den Wandel, aber auch die teilweise erstaunliche Kontinuität der Positionen aufzuzeigen. Das Schlusswort gebührt einem verdienstvollen wissenschaftlichen Bibliothekar<sup>111</sup>, der anlässlich seiner Pensionierung einen Rück- mit einem Ausblick verband:

Wenn ich mich am Ende meiner aktiven bibliothekarischen Laufbahn frage, ob meine Vorstellungen von diesem Beruf jetzt schärfere Konturen angenommen [haben] als am Anfang, so muß ich das verneinen. Glücklicherweise fügt sich das Berufsbild des Bibliothekars nicht in einen festen Rahmen. Die Diskussion über die Frage, welche die idealen Voraussetzungen für diesen Beruf sind, welche Aufgaben man in ihm zu erfüllen habe, wird die Vertreter dieses Berufsstandes in Zukunft weiter beschäftigen, wie sie unsere Vorgänger in der Vergangenheit beschäftigt haben. Er wird weiterhin ein Beruf bleiben, der die Mitte zwischen Praxis und Wissenschaft hält, und es werden sich auch zukünftig Stimmen erheben, die das Schwergewicht mehr auf die eine oder die andere Seite verlagert sehen möchten. (Totok 1987, 205)

---

die zukünftigen Kolleginnen und Kollegen werden diese Fähigkeiten und Werkzeuge – hoffentlich – mitbringen“ (Lux 1995, o. S.). Diese Hoffnung lässt sich aus heutiger Sicht leider nur teilweise bejahen ...

<sup>111</sup> Wilhelm Totok war von 1962-86 Direktor der Niedersächsischen Landesbibliothek und in den 70er Jahren zeitweilig Vorsitzender von VDB und DBV. Er gab unter anderem das (bis dato 4-bändige) *Handbuch der Geschichte der Philosophie* heraus und war an der Erstellung des „Bibliotheksplan '73“ sowie an der Gründung des Deutschen Bibliotheksinstituts maßgeblich beteiligt (vgl. Weimann 1986).

## LITERATURVERZEICHNIS

– Alle angegebenen Websites wurden zuletzt am 22. August 2008 erfolgreich aufgerufen. –

### BA 2008

Bundesagentur für Arbeit. „BERUFENET – Berufsinformationen einfach finden: Beamt(er/in) - wissenschaftliche Bibliotheken (h.Dienst).“ <http://berufenet.arbeitsagentur.de/berufe/start?dest=profession&prof-id=15698>

### BARGMANN 2008

Bargmann, Monika. „Bibliographie Berufsbild Bibliothekar, Bibliothekarin.“  
[http://www.8ung.at/library\\_mistress/berufsbild/index.html](http://www.8ung.at/library_mistress/berufsbild/index.html)

### BARTH 2000

Barth, Dirk. „Über Berufssorgen und -perspektiven des wissenschaftlichen Bibliothekars.“ In: 89. *Deutscher Bibliothekartag in Freiburg im Breisgau 1999: Grenzenlos in die Zukunft*, hrsg. v. Margit Rützel-Banz. Frankfurt am Main: Vittorio Klostermann, 2000: 265–75.

### BARTH/BRUGBAUER 1998

Barth, Dirk und Ralf Brugbauer. „Zwischen Fachreferat, Management und Informationstechnologie.“ *ABI-Technik* 18 (1998) 2: 122–130.

### BAUER 2005

Bauer, Bruno. „vascoda – das interdisziplinäre Internetportal für wissenschaftliche Information. 10 Fragen von Bruno Bauer an Uwe Rosemann.“ *medizin – bibliothek – information* 5 (2005) 3: 11–14. [http://www.agmb.de/mbi/2005\\_3/vascoda11-14.pdf](http://www.agmb.de/mbi/2005_3/vascoda11-14.pdf)

### BDB 1998

Bundesvereinigung Deutscher Bibliotheksverbände (Arbeitsgruppe Gemeinsames Berufsbild). „Berufsbild 2000: Bibliotheken und Bibliothekare im Wandel.“ Berlin: BDB, 1998.  
<http://www.bideutschland.de/download/file/berufsbild2000.pdf>

### BORNHÖFT 1999

Bornhöft, Margrit. *Bibliothekswissenschaft in Deutschland: Eine Bestandsaufnahme*. Aachen: Verlag Mainz, 1999.

### BRUGBAUER/BARTH 1998

Brugbauer, Ralf und Dirk Barth. „Abgrenzung oder Partnerschaft? Anmerkungen aus der Praxis zur Erwerbungs Kooperation in universitären Bibliothekssystemen.“ *Bibliotheksdienst* 32 (1998) 8: 1348–1352.  
[http://bibliotheksdienst.zlb.de/1998/1998\\_08\\_Beruf01.pdf](http://bibliotheksdienst.zlb.de/1998/1998_08_Beruf01.pdf)

### BUDER 1994

Buder, Johannes. „Milkau, Fritz.“ In: *Neue deutsche Biographie*, hrsg. v. Karl Otmar von Aretin. Bd. 17. Berlin: Duncker und Humblot, 1994: 511. <http://mdz10.bib-bvb.de/~db/0001/bsb00016335/images/index.html?id=00016335&nativeno=511>

### BUHRFEIND 1994

Buhrfeind, Anne. *Menschen, Bücher und Computer: Berufsfeld Bibliothek*. Berlin, Göttingen: BDB, 1994.

### BURKE 2004

Burke, Margaret. „Deterring Plagiarism: A New Role for Librarians.“ *Library Philosophy and Practice* 6 (2004) 2.  
<http://libr.unl.edu:2000/LPP/burke.htm>

#### BUZÁS 1960

Buzás, Ladislaus. „Berufssorgen des wissenschaftlichen Bibliothekars: Ein Diskussionsbeitrag.“ *Libri* 10 (1960) 2: 81–104.

#### CAPURRO 2000

Capurro, Rafael. „Medien (R-)Evolutionen.“ Vortrag an der Universität Leipzig, 19.4.2000.  
<http://sammelpunkt.philo.at:8080/59/1/leipzig.htm>

#### DANOWSKI/HELLER 2006

Danowski, Patrick und Lambert Heller. „Bibliothek 2.0: Die Zukunft der Bibliothek?.“ *Bibliotheksdienst* 40 (2006) 11: 1359–1271. [http://www.zlb.de/aktivitaeten/bd\\_neu/heftinhalte2006/DigitaleBib011106.pdf](http://www.zlb.de/aktivitaeten/bd_neu/heftinhalte2006/DigitaleBib011106.pdf)

#### DIDSZUN 1998

Didszun, Peter. „Weder Wissenschaftler noch Verwaltungsbeamter: der wissenschaftliche Bibliothekar im Berufsfeld Bibliothek: Anmerkungen zur jüngsten Debatte um das Berufsbild.“ *Bibliotheksdienst* 32 (1998) 8: 1352–1361.  
[http://bibliotheksdienst.zlb.de/1998/1998\\_08\\_Beruf02.pdf](http://bibliotheksdienst.zlb.de/1998/1998_08_Beruf02.pdf)

#### DIEDERICHS/HUG 2001

Diederichs, Rainer und Hannes Hug. „Fachreferentinnen und Fachreferenten in der deutschsprachigen Schweiz: Ausbildung und Arbeitsbereiche.“ In: *91. Deutscher Bibliothekartag in Bielefeld 2001: Bibliotheken - Portale zum globalen Wissen*, hrsg. v. Margit Rützel-Banz. Frankfurt am Main: Klostermann, 2001: 149–57.

#### EBERT 1958 [1820]

Ebert, Friedrich Adolf. *Die Bildung des Bibliothekars. Vollständige Faksimile-Ausgabe der 2. Auflage von 1820*. Leipzig: Harrassowitz, 1958.

#### FABIAN 1991

Fabian, Bernhard. „Die Reform des preußisch-deutschen Bibliothekswesens in der Ära Althoff: Fortschritt oder Weichenstellung in eine Sackgasse?“ In: *Wissenschaftsgeschichte und Wissenschaftspolitik im Industriezeitalter: Das „System Althoff“ in historischer Perspektive*, hrsg. v. Bernhard Vom Brocke. Hildesheim: Lax, 1991: 425–41.

#### FÖRSTEMANN 1842

Förstemann, Karl Eduard. „Einige praktische Bemerkungen und Wünsche über die öffentlichen Bibliotheken in Preussen.“ *Serapeum* 3 (1842) 15: 225–240. Verfügbar über: <http://www.digizeitschriften.de>

#### FRANKENBERGER 1988

Frankenberger, Rudolf. „Bibliothekar / Bibliothekarin (höherer Dienst an wissenschaftlichen Bibliotheken).“ In: *Blätter zur Berufskunde*, hrsg. v. Bundesanstalt für Arbeit. Bd. 3. Bielefeld: Bertelsmann, 1988.

#### FRANKENBERGER 1993

Frankenberger, Rudolf. „EDV-Einfluß auf Ausbildung und Berufsbild des höheren Dienstes.“ *ABI-Technik* 13 (1993) 4: 317–319.

#### FRIEDL 2002

Friedl, Josef. „Der Niedergang der Inhalte: Erwerbungspolitik, Sacherschließung und Bibliotheksmanagement in wissenschaftlichen Bibliotheken.“ *Bibliotheksdienst* 36 (2002) 12: 1689–1700.

#### GASTINGER 2006

Gastinger, Almuth. „Das Fachreferentensystem der Universitätsbibliothek in Trondheim – Aufgaben und Rollenverständnis im Wandel.“ Vortrag auf dem 95. Deutschen Bibliothekartag in Dresden, 22.3.2006.  
<http://www.opus-bayern.de/bib-info/volltexte/2006/203/pdf/gastinger-Fachref.pdf>

#### GEBHARDT 1985

Gebhardt, Walther. „Leyh, Georg.“ In: *Neue deutsche Biographie*, hrsg. v. Fritz Wagner. Bd. 14. Berlin: Duncker und Humblot, 1985: 434-435. <http://mdz10.bib-bvb.de/~db/0001/bsb00016332/images/index.html?id=00016332&fip=80.133.101.94&no=1&seite=450>

#### GEIGER 1920

Geiger, Karl. „Unser bibliothekarischer Beruf: Ein Rückblick auf die 20 Jahre des V.D.B.: Vortrag auf dem Bibliothekartag in Weimar 1920.“ *Zentralblatt für Bibliothekswesen* 37 (1920) 9/10: 230–241. Verfügbar über:  
<http://www.digizeitschriften.de>

#### GERHARD/SCHNORR VON CAROLSFELD 1904

Gerhard, Karl und Hans Schnorr von Carolsfeld „Die Vorbildung zum bibliothekarischen Beruf.“ *Zentralblatt für Bibliothekswesen* 21 (1904) 1/2. Verfügbar über: <http://www.digizeitschriften.de>

#### GIELLA 2001

Giella, Wolfgang. „Praktische Fachreferatsarbeit im Internetzeitalter am Beispiel der Turkologie.“ Hausarbeit, Fachhochschule Köln, 2001.

#### GÖDERT 1992

Gödert, Winfried. „Zum Berufsbild des Fachreferenten an wissenschaftlichen Bibliotheken.“ In: *Berufsbild Bibliothekar: Ausgewählte Texte und Bibliographie zum Berufsfeld in wissenschaftlichen Bibliotheken und Informationseinrichtungen*, hrsg. v. Verein der Diplom-Bibliothekare an wissenschaftlichen Bibliotheken e.V. Göttingen: VdDBB, 1992: 56–71.

#### GRABKA 1992

Grabka, Marion. „In welchem Maß erzeugen die praktische und theoretische Ausbildung Kompetenz für die berufliche Tätigkeit des Höheren Dienstes: Ergebnisse einer Umfrage.“ *Bibliotheksdienst* 26 (1992) 10: 1513–1524.

#### GRAF 1998

Graf, Angela. „Verzweifelte Verteidigung der Laufbahnprüfungen: Heinz Oehling und die Zukunft des wissenschaftlichen Bibliothekars - eine Polemik.“ *Buch und Bibliothek* 50 (1998) 5: 316–317.

#### GRAF 2000

Graf, Dorothee. „Fachreferatsarbeit in der vernetzten Bibliothek: neue Anforderungen in wissenschaftlichen Bibliotheken.“ Hausarbeit, Fachhochschule Köln, 2000.

#### HABERMANN 2000

Habermann, Alexandra. „Der wissenschaftliche Bibliothekar - Zur Professionalisierung eines Berufes.“ In: *Verein Deutscher Bibliothekare 1900 - 2000: Festschrift*, hrsg. v. Engelbert Plassmann und Ludger Syré. Wiesbaden: Harrassowitz, 2000: 41–58.

#### HAERKONEN 2006

Haerkonen, Sonja. „Fachreferententätigkeit in Großbritannien am Beispiel der Cardiff University.“ Vortrag auf dem 95. Deutschen Bibliothekartag in Dresden, 24.3.2006.  
[http://www.opus-bayern.de/bib-info/volltexte/2006/246/pdf/Bibtag2006PaperDeutsch\\_1.pdf](http://www.opus-bayern.de/bib-info/volltexte/2006/246/pdf/Bibtag2006PaperDeutsch_1.pdf)

#### HAPKE 1998

Hapke, Thomas. „Auch die „Lean Library“ braucht das Fachreferat!: Gedanken zur Zukunft des wissenschaftlichen Bibliotheksdienstes im Zeitalter digitaler Medien und modernen Managements.“ *Auskunft* 18 (1998) 3: 253–268.

#### HAPKE 1999

Hapke, Thomas. „Transfer zwischen Wissenschaft und Bibliothek: Beispiele aus der Praxis des Fachreferats Chemie und Verfahrenstechnik.“ *Bibliotheksdienst* 33 (1999) 11: 1835–1847. [http://bibliotheksdienst.zlb.de/1999/1999\\_11\\_Beruf01.pdf](http://bibliotheksdienst.zlb.de/1999/1999_11_Beruf01.pdf)

#### HAPKE 2007

Hapke, Thomas. „Informationskompetenz 2.0 und das Verschwinden des ‚Nutzers‘.“ *Bibliothek* 31 (2007) 2: 137-149. <http://eprints.rclis.org/archive/00011689/01/137-149.pdf>

#### HAPKE 2008

Hapke, Thomas. „Fachreferat 2007 zwischen Alltag und Web 2.0.“ *VDB-Mitteilungen* (2008) 1: 18-19: <http://www.vdb-online.org/publikationen/vdb-mitteilungen/vdb-mitteilungen-2008-1.pdf>

#### HERB 2007

Herb, Silvia. „Schlüsselkompetenzen in der Hochschullehre – Folgen für das Fachreferat?“. Vortrag auf dem 3. Kongress für Bibliothek und Information in Leipzig, 19.3.2007. <http://www.opus-bayern.de/bib-info/volltexte/2007/285/pdf/Vortrag%20Herb%20Block%20Bologna%20at%20Fachreferat.pdf>

#### HILBERER 1991

Hilberer, Thomas. „Bibliothekswissenschaftler‘: Leserbrief zu: Jörn Klockow / Volker Roth-Plettenberg: Strukturmodelle für eine Ausbildung zum Höheren Bibliotheksdienst (Bibliotheksdienst, 1991, H. 3, S. 334-345).“ <http://www.hilberer.de/pub/bibwiss.html>

#### INETBIB 1998

InetBib. „Thread ‚Zukunft des Bibliothekars‘.“ März 1998. <http://www.ub.uni-dortmund.de/listen/inetbib/msg03539.html>

#### JOCHUM 1991

Jochum, Uwe. *Bibliotheken und Bibliothekare 1800 - 1900*. Würzburg: Königshausen & Neumann, 1991.

#### JOCHUM 1993

Jochum, Uwe. „Das Berufsbild des höheren Dienstes.“ *Bibliotheksdienst* 27 (1993) 3: 328–334.

#### JOCHUM 1998

Jochum, Uwe. „Die Situation des höheren Dienstes.“ *Bibliotheksdienst* 32 (1998) 2: 241–247. [http://bibliotheksdienst.zlb.de/1998/1998\\_02\\_Beruf01.pdf](http://bibliotheksdienst.zlb.de/1998/1998_02_Beruf01.pdf)

#### JOCHUM 1999

Jochum, Uwe. *Kleine Bibliotheksgeschichte*. 2., durchgesehene und bibliographisch ergänzte Auflage. Stuttgart: Reclam, 1999.

#### JOCHUM 2000

Jochum, Uwe. „Bildungsgrenzen - Die Ausbildung des Höheren Bibliotheksdienstes in Deutschland.“ In: *Verein Deutscher Bibliothekare 1900 - 2000: Festschrift*, hrsg. v. Engelbert Plassmann und Ludger Syré. Wiesbaden: Harrassowitz, 2000: 231–53.

#### JOCHUM 2003



Jochum, Uwe. „Informationskompetenz, Bibliothekspädagogik und Fachreferate.“ *Bibliotheksdienst* 37 (2003) 11: 1450–1462. [http://bibliotheksdienst.zlb.de/2003/03\\_11\\_07.pdf](http://bibliotheksdienst.zlb.de/2003/03_11_07.pdf)

#### JOCHUM/OEHLING 1998

Jochum, Uwe und Helmut Oehling. „Die das falsche Steckenpferd reiten: Eine Replik auf den Beitrag von te Boekhorst, Buch und Ceynowa im Bibliotheksdienst 32 (1998), H. 4.“ *Bibliotheksdienst* 32 (1998) 5: 857–865. [http://bibliotheksdienst.zlb.de/1998/1998\\_05\\_Beruf01.pdf](http://bibliotheksdienst.zlb.de/1998/1998_05_Beruf01.pdf)

#### JUCHHOFF 1957

Juchhoff, Rudolf. „Der Bibliothekar in seiner Zeit: Vortrag, gehalten auf dem Bibliothekartag 1957 in Lübeck.“ *Zeitschrift für Bibliothekswesen und Bibliographie* 4 (1957) 3: 151–169.

#### KADEN 2008

Kaden, Ben. „Zu eng geführt: Debatte zur ‚Library 2.0‘. Bringen uns Marketing-Slogans weiter? *BuB – Forum für Bibliothek und Information* 60 (2008) 3: 224–225.

#### KARASCH 2000

Karasch, Angela. „Die vergessenen Inhalte: Zur fachlichen Qualität bibliothekarischer Wissensorganisation.“ In: 89. Deutscher Bibliothekartag in Freiburg im Breisgau 1999: *Grenzenlos in die Zukunft*, hrsg. v. Margit Rützel-Banz. Frankfurt am Main: Vittorio Klostermann, 2000: 276–89.

#### KOCH 2003

Koch, Christine. *Bibliotheken im Nationalsozialismus: Eine Forschungsstandanalyse*. Marburg: Tectum, 2003.

#### KOHL-FREY 2007

Kohl-Frey, Oliver. „Mittendrin statt nur dabei: Informationskompetenz und Fachreferat an der Universität Konstanz.“ Vortrag auf dem 3. Kongress für Bibliothek und Information in Leipzig, 19.3.2007. <http://www.opus-bayern.de/bib-info/volltexte/2007/278/pdf/Preprint-Final-2007LeipzigTagungsbandKohlFrey.pdf>

#### KUHLMEYER 1992

Kuhlmeyer, Hans-Jürgen. „Quo vadis Berufsstand? Wir kommen zur Sache!“ In: *Berufsbild Bibliothekar: Ausgewählte Texte und Bibliographie zum Berufsfeld in wissenschaftlichen Bibliotheken und Informationseinrichtungen*, hrsg. v. Verein der Diplom-Bibliothekare an wissenschaftlichen Bibliotheken e.V. Göttingen: VdDBB, 1992: 205–11.

#### LEYH 1952

Leyh, Georg. *Die Bildung des Bibliothekars*. Library Research Monographs 3. Kopenhagen: Ejnar Munksgaard, 1952.

#### LEYH 1961

Leyh, Georg. „Der Bibliothekar und sein Beruf.“ In: *Handbuch der Bibliothekswissenschaft. Band 2: Bibliotheksverwaltung*, hrsg. v. Georg Leyh. 2. Aufl. Wiesbaden: Harrassowitz, 1961: 1–112.

#### LIMBURG 1977

Limburg, Hans. „Die Bibliothekswissenschaft kam auf leisen Sohlen. Ist sie nun wirklich da?“. *Mitteilungsblatt des Verbandes der Bibliotheken des Landes Nordrhein-Westfalen e. V.* 27 (1977): 126–137.

#### LOHSE 1979

Lohse, Hartwig. „Der Bibliothekar und seine Fachwissenschaft: Ein Beitrag zum Berufsbild des höheren Bibliotheksdienstes.“ *Zeitschrift für Bibliothekswesen und Bibliographie* 26 (1979) 4: 253–265.

#### LOHSE 1991

Lohse, Hartwig. „Das Berufsbild des wissenschaftlichen Bibliothekars.“ In: *Tagesforderungen wissenschaftlicher Bibliotheken in kritischer Diskussion: Ausgewählte Schriften 1960 - 1990*, hrsg. v. Hartwig Lohse. Frankfurt am Main: Lang, 1991: 339–49.

#### LOHSE 1992

Lohse, Hartwig. „Zwischen Verwaltung und Wissenschaft: Das Berufsbild des wissenschaftlichen Bibliothekars in der Diskussion der Gegenwart.“ In: *Berufsbild Bibliothekar: Ausgewählte Texte und Bibliographie zum Berufsfeld in wissenschaftlichen Bibliotheken und Informationseinrichtungen*, hrsg. v. Verein der Diplom-Bibliothekare an wissenschaftlichen Bibliotheken e.V. Göttingen: VdDBB, 1992: 38-55.

#### LORENZ 1978

Lorenz, Bernd. „Wissenschaftliche Tätigkeit von Bibliothekaren: Überlegungen zu einer alten Frage.“ *Libri* 28 (1978): 309–312.

#### LÜLFING 1959

Lülfing, Hans. „Ebert, Friedrich Adolf.“ In: *Neue deutsche Biographie*, hrsg. v. Otto Graf zu Stolberg-Wernigerode. Bd. 4. Berlin: Duncker und Humblot, 1959: 253-254. <http://mdz10.bib-bvb.de/~db/0001/bsb00016320/images/index.html?id=00016320&nativeno=253>

#### LUX 1995

Lux, Claudia. „Vom Bibliothekar zum Cybrarian - die Zukunft des Berufs in der virtuellen Bibliothek.“ Vortrag auf der 61st IFLA General Conference in Istanbul, 22.8.1995. <http://www.ifla.org/IV/ifla61/61-luxc.htm>

#### MILKAU 1933

Milkau, Fritz. „Der Bibliothekar und seine Leute.“ In: *Handbuch der Bibliothekswissenschaft*, hrsg. v. Fritz Milkau. Leipzig: Harrassowitz, 1933: 635–716.

#### MOLBECH 1833

Molbech, Christian. *Ueber Bibliothekswissenschaft oder Einrichtung und Verwaltung öffentlicher Bibliotheken*. Übers. v. Henning Ratjen. Leipzig: Hinrichs, 1833.

#### MÜLLER 2001

Müller, Harald. „Gehört das Bibliothekspersonal im höheren Dienst zum wissenschaftlichen Personal einer Hochschule?: Rechtslage und Gerichtsurteile.“ In: *91. Deutscher Bibliothekartag in Bielefeld 2001: Bibliotheken - Portale zum globalen Wissen*, hrsg. v. Margit Rützel-Banz. Frankfurt am Main: Klostermann, 2001: 158–66.

#### OBERDIECK 1999

Oberdieck, Klaus D. „Mit der gymnasialen Oberstufe in die Universitätsbibliothek?!: Ein Erfahrungsbericht und Plädoyer für die Außenorientierung des wissenschaftlichen Bibliothekars.“ *Bibliotheksdienst* 33 (1999) 5: 771–776. [http://bibliotheksdienst.zlb.de/1999/1999\\_05\\_Beruf02.pdf](http://bibliotheksdienst.zlb.de/1999/1999_05_Beruf02.pdf)

#### OEHLING 1998a

Oehling, Helmut. „Wissenschaftlicher Bibliothekar 2000 - quo vadis?: 12 Thesen zur Zukunft des Fachreferenten.“ *Bibliotheksdienst* 32 (1998) 2: 247–254. [http://bibliotheksdienst.zlb.de/1998/1998\\_02\\_Beruf02.pdf](http://bibliotheksdienst.zlb.de/1998/1998_02_Beruf02.pdf)

#### OEHLING 1998b

Oehling, Helmut. „Die aktive Fachinformation als Herausforderung und Chance für den Wissenschaftlichen Bibliothekar: Modell einer Benutzerschulung an der Fakultät Chemie der Universität Stuttgart.“ *Bibliotheksdienst* 32 (1998) 10: 1728–1733. [http://bibliotheksdienst.zlb.de/1998/1998\\_10\\_Benutzung01.pdf](http://bibliotheksdienst.zlb.de/1998/1998_10_Benutzung01.pdf)

#### OHLY 1962

Ohly, Kurt. „Die Kontroverse Wieder-Buzás im Spiegel der deutschen Bibliotheksgeschichte.“ *Libri* 12 (1962) 1: 25–50.

#### OßWALD 1997

Oßwald, Achim. „Konzepte zur Qualifizierung von wissenschaftlichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern mit Leitungsfunktionen im Bibliotheks- und Informationsbereich am Fachbereich Bibliotheks- und Informationswesen der Fachhochschule Köln.“ *Bibliotheksdienst* 31 (1997) 12: 2257-2263.  
[http://bibliotheksdienst.zlb.de/1997/1997\\_12\\_Beruf01.pdf](http://bibliotheksdienst.zlb.de/1997/1997_12_Beruf01.pdf)

#### PAPE 1980

Pape, Manfred. „Der wissenschaftliche Bibliothekar im Widerstreit der Meinungen von 1945-1979: zum Selbstverständnis des heutigen Bibliothekars.“ *Libri* 30 (1980) 2: 150–163.

#### PETZOLDT 1855

Petzholdt, Julius. „Aus dem Katechismus der Bibliothekenlehre.“ *Anzeiger für Bibliographie und Bibliothekswissenschaft* (1855) 11: 331–341. Verfügbar über: <http://www.digizeitschriften.de>

#### PHILIPP 1980

Philipp, Franz-Heinrich. „Der wissenschaftliche Bibliothekar.“ *Zeitschrift für Bibliothekswesen und Bibliographie* 27 (1980): 126–131.

#### PLASSMANN 1978

Plassmann, Engelbert. „Kam die Bibliothekswissenschaft auf leisen Sohlen?“. *Mitteilungsblatt des Verbandes der Bibliotheken des Landes Nordrhein-Westfalen e. V.* 28 (1978): 315–319.

#### PLASSMANN ET AL. 2006

Plassmann, Engelbert, Hermann Rösch, Jürgen Seefeldt und Konrad Umlauf. *Bibliotheken und Informationsgesellschaft in Deutschland: Eine Einführung*. Wiesbaden: Harrassowitz, 2006.

#### PREDEK 1950

Predek, Albert. „Bibliothekswissenschaft als Disziplin und Universitäts-Lehrfach.“ In: *Aus der Welt des Buches: Festgabe zum 70. Geburtstag von Georg Leyh. Dargebracht von Freunden und Fachgenossen*. Leipzig: Harrassowitz, 1950.

#### REINHOLD 1909

Reinhold, Heinrich. *Der Bibliothekar und sein Beruf: Nöte, Wünsche und Hoffnungen. Erwogen von einem preußischen Kollegen*. Leipzig: Quelle & Meyer, 1909.

#### ROST 1990

Rost, Gottfried. *Der Bibliothekar*. Köln: Böhlau, 1990.

#### ROST 1995

Rost, Gottfried. „Der Bibliothekar auf der Suche nach seiner Identität.“ In: *Bibliothekarisches Studium in Vergangenheit und Gegenwart: Festschrift aus Anlass des 80jährigen Bestehens der bibliothekarischen Ausbildung in Leipzig im Oktober 1994*, hrsg. v. Engelbert Plassmann und Dietmar Kummer. Frankfurt am Main: Vittorio Klostermann, 1995: 5–14.

#### RUPPELT 2005

Ruppelt, Georg. „Warum? ... anstelle eines Vorworts.“ In: *Bibliothekswissenschaft – quo vadis?: Eine Disziplin zwischen Traditionen und Visionen: Programme – Modelle – Forschungsaufgaben*, hrsg. v. Petra Hauke. München: Saur, 2005: 7–8.

#### RUPPELT 2006

Ruppelt, Georg. „Theoria cum praxi. Laudatio auf Paul Raabe: Verleihung der Karl-Preusker-Medaille durch die Deutsche Literaturkonferenz am 24. Oktober 2006 in der Landesbibliothek Oldenburg.“ *B.I.T. online* (2006) 4: 331-333. <http://www.b-i-t-online.de/archiv/2006-04/report1.htm>

#### SCHIBEL 1998

Schibel, Wolfgang. „Fachreferat 2000: 13 Thesen zur Differenzierung des wissenschaftlichen Bibliotheksdienstes.“ *Bibliotheksdienst* 32 (1998) 6: 1040–1047. [http://bibliotheksdienst.zlb.de/1998/1998\\_06\\_Beruf01.pdf](http://bibliotheksdienst.zlb.de/1998/1998_06_Beruf01.pdf)

#### SCHMITZ 2000

Schmitz, Wolfgang. „Das deutsche Bibliothekswesen an der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert und die Gründung des VDB.“ In: *Verein Deutscher Bibliothekare 1900 - 2000: Festschrift*, hrsg. v. Engelbert Plassmann und Ludger Syré. Wiesbaden: Harrassowitz, 2000: 17–40.

#### SCHOLL 1964

Scholl, Nikolaus. „Bibliothekar und Wissenschaft: Studien zur Geschichte des bibliothekarischen Berufs.“ In: *Bibliothek und Wissenschaft: Ein Jahrbuch* 1. Wiesbaden: Harrassowitz, 1964: 142-200.

#### SCHRETTINGER 2003 [1834]

Schrettinger, Martin. *Handbuch der Bibliothek-Wissenschaft. Neudruck der Ausgabe Wien 1834*, hrsg. von Holger Nitzschner, Stefan Seeger und Sandro Uhlmann. Hildesheim: Weidmann, 2003.

#### SCHRÖTER 2008

Schröter, Marcus. „Leben und Arbeiten im Potemkinschen Dorf? Ergebnisse einer Umfrage der VDB-Kommission für Fachreferatsarbeit zum Projektalltag in Wissenschaftlichen Bibliotheken.“ Vortrag auf dem 97. Deutschen Bibliothekartag in Mannheim, 3.6.2008. <http://www.opus-bayern.de/bib-info/volltexte/2008/543/pdf/Schroeter-BS4.pdf>

#### SCHULZE 1910

Schulze, Alfred. „Der Bibliothekar und sein Beruf.“ *Zentralblatt für Bibliothekswesen* 27 (1910) 1/2: 29–34. Verfügbar über: <http://www.digizeitschriften.de>

#### STEINHAUER 2005a

Steinhauer, Eric W. „Die Ausbildung der Wissenschaftlichen Bibliothekare und das Laufbahnrecht.“ *Bibliotheksdienst* 39 (2005) 5: 654-673. [http://www.zlb.de/aktivitaeten/bd\\_neu/heftinhalte2005/Recht0505.pdf](http://www.zlb.de/aktivitaeten/bd_neu/heftinhalte2005/Recht0505.pdf)

#### STEINHAUER 2005b

Steinhauer, Eric W. „„Spezies Fachreferent“: Bericht über den Berufsbild-Workshop des Regionalverbandes Sachsen, Sachsen-Anhalt, Thüringen am 14. April 2005 in Weimar.“ [http://www.vdb-online.org/landesverbaende/sst/berichte/2005-04\\_lv-sst\\_bericht-workshop-weimar.pdf](http://www.vdb-online.org/landesverbaende/sst/berichte/2005-04_lv-sst_bericht-workshop-weimar.pdf)

#### STIERSTORFER 2005

Stierstorfer, Klaus. „Welche Kompetenzen benötigt ein Fachreferent? – Erwartungen der Wissenschaftler.“ Vortrag auf dem 94. Deutschen Bibliothekartag in Düsseldorf, 15.3.2005. <http://www.opus-bayern.de/bib-info/volltexte/2005/142/pdf/stierstorfer.pdf>

#### SÜHL-STROHMENGER 2001

Sühl-Strohmenger, Wilfried. „Zur Gruppenzugehörigkeit des wissenschaftlichen Bibliotheksdienstes in der Hochschule - die Problematik aus Sicht des Vereins Deutscher Bibliothekare e.V. (VDB).“ In: *91. Deutscher Bibliothekartag in Bielefeld*

2001: *Bibliotheken - Portale zum globalen Wissen*, hrsg. v. Margit Rützel-Banz. Frankfurt am Main: Klostermann, 2001: 167–78.

#### TE BOEKHORST ET AL. 1998

te Boekhorst, Peter, Harald Buch und Klaus Ceynowa. „„Wissenschaftlicher“ Bibliothekar 2000 - Hic Rhodus, hic salta!: Bemerkungen zu Helmut Oehlings Thesen zur Zukunft des Fachreferenten.“ *Bibliotheksdienst* 32 (1998) 4: 686–693.  
[http://bibliotheksdienst.zlb.de/1998/1998\\_04\\_Beruf01.pdf](http://bibliotheksdienst.zlb.de/1998/1998_04_Beruf01.pdf)

#### THIELE 2008

Thiele, Sebastian. „Berufe für Historiker - Bibliothekar (höherer Dienst).“ <http://www.berufe-fuer-historiker.de/index.php?id=56>

#### TIEMANN 1947

Tiemann, Hermann. „Vom Beruf des Bibliothekars.“ In: *Probleme des Wiederaufbaus im wissenschaftlichen Bibliothekswesen: Aus den Verhandlungen der 1. Bibliothekartagung der britischen Zone in Hamburg vom 22.-24. Oktober 1946*, hrsg. v. Hermann Tiemann. Hamburg: Hansischer Gildenverlag, 1947: 137–146.

#### TOTOK 1987

Totok, Wilhelm. „Der Bibliothekar zwischen Praxis und Wissenschaft.“ In: *Bibliothek und Wissenschaft: Ein Jahrbuch* 21. Wiesbaden: Harrassowitz, 1987: 189–206.

#### TRÖGER 1998

Tröger, Beate. „Risikostreuung oder Mittelkonzentration? Marketing und Controlling in Wissenschaftlichen Bibliotheken: Kolloquium in Düsseldorf.“ *Bibliotheksdienst* 32 (1998) 12: 2086–2095.  
[http://bibliotheksdienst.zlb.de/1998/1998\\_12\\_Betriebsorganisation01.pdf](http://bibliotheksdienst.zlb.de/1998/1998_12_Betriebsorganisation01.pdf)

#### UHLMANN 2003

Uhlmann, Sandro. „Martin Schrettinger - Wegbereiter der modernen Bibliothekswissenschaft.“ In: *Handbuch der Bibliothekswissenschaft*, hrsg. v. Holger Nitzschner, Stefan Seeger und Sandro Uhlmann. Hildesheim: Weidmann, 2003: 3–37.

#### UMSTÄTTER 1992

Umstätter, Walther. „Schrift, Information, Interpretation und Wissen.“ In: *Bibliothek. Forschung und Praxis* 16 (1992) 2: 264–266. <http://www.ib.hu-berlin.de/~wumsta/infopub/pub1991f/pub70.html>

#### UB MARBURG 1997

Universitätsbibliothek Marburg. „Veränderungen im Aufgabenspektrum des wissenschaftlichen Dienstes an Hochschulbibliotheken: Marburger Überlegungen und Erfahrungen (Stand: 24. Juli 1997).“  
<http://archiv.ub.uni-marburg.de/sonst/1998/0001.html>

#### VDB 1998

Verein Deutscher Bibliothekare, Kommission für Fachreferatsarbeit. „Bibliothekartag 1998 / Protokoll der öffentlichen Sitzung.“ <http://www.vdb-online.org/kommissionen/fachreferat/berichte/1998-bibtag.php>

#### VDB 2001

Verein Deutscher Bibliothekare. „Positionspapier von Vorstand und Vereinsausschuss des VDB zum Status des wissenschaftlichen Bibliotheksdienstes in den Hochschulbibliotheken.“ *VDB-Mitteilungen* (2001) 2: 19–22. <http://www.vdb-online.org/publikationen/vdb-mitteilungen/vdb-mitteilungen-2001-2.pdf#page=19>

#### VOLLERS/SAUPPE 1997

Vollers, Hinrich und Eberhard Sauppe. *Arbeitsplatzbewertung für den wissenschaftlichen Bibliotheksdienst (AWBD): Beiträge zur Beschreibung und Bewertung von Arbeitsplätzen nach den Vergütungsgruppen IIa bis I des Bundes-Angestelltenvertrages (BAT)*. Dbi-Materialien 158. Berlin: Deutsches Bibliotheksinstitut, 1997.

WEBER 1998

Weber, Jürgen. „Forschungsbibliothekarin: Thesen zu einem neuen Berufsbild.“ *Bibliothek* 32 (1998) 3: 309–313.  
[http://www.bibliothek-saur.de/1998\\_3/309-312.pdf](http://www.bibliothek-saur.de/1998_3/309-312.pdf)

WEIMANN 1986

Weimann, Karl-Heinz. „Leben und Leistung von Wilhelm Totok.“ In: *Bibliotheken im Dienste der Wissenschaft. Festschrift für Wilhelm Totok*, hrsg. v. R. Oberschelp und Karl-Heinz Weimann. Frankfurt am Main: Klostermann, 1986: 237-240.  
<http://www.totok.de/wilhelm/leben.html>

WEFERS 1998

Wefers, Sabine. „Thesen zur Zukunft des Fachreferenten.“ *Bibliotheksdienst* 32 (1998) 5: 865–870.  
[http://bibliotheksdienst.zlb.de/1998/1998\\_05\\_Beruf02.pdf](http://bibliotheksdienst.zlb.de/1998/1998_05_Beruf02.pdf)

WIEDER 1959

Wieder, Joachim. „Berufssorgen des wissenschaftlichen Bibliothekars.“ *Libri* 9 (1959) 2: 132–165.

ZARNITZ 2003

Zarnitz, Monika. „Das Fachreferat Wirtschaftswissenschaften heute – Ergebnisse einer Umfrage.“ *VDB-Mitteilungen* (2003) 1: 18-19. <http://www.vdb-online.org/publikationen/vdb-mitteilungen/vdb-mitteilungen-2003-1.pdf#page=18>